

Thomas Ahbe

Ostalgie

**Zu ostdeutschen Erfahrungen
und Reaktionen nach dem
Umbruch**

Fotonachweis:

Bild1: Mauritius images, Bild 3.1492048: DDR-Embleme in Berlin Mitte. Bild2: Mauritius images, Bild 3.1063029: Fall der Berliner Mauer. Bild3: Mauritius images, Bild 05488579: Autobahnschilder. Bild4: Mauritius images, Bild 3.945755: Schlange vor dem Konsum in DDR Zeiten. Bild5: Bundesarchiv, Bild F086568-0046: Ausgeschlachteter Trabbi, Leipzig 1990. Bild6: dpa Picture-Alliance GmbH, Bild 2874191: Internationales Trabbitreffen (ITT), Zwickau 1999. 4. Umschlagseite: Thomas Ahbe.

Dr. Thomas Ahbe, Jahrgang 1958, 1981 bis 1986 Studium der Philosophie, Ökonomie und Soziologie an der Karl-Marx-Universität Leipzig, Promotion 1992, 1992 bis 1998 Mitarbeit im DFG-Längsschnittprojekt „Identitätsentwicklung junger Erwachsener“ an den Universitäten München und Leipzig, seit 1998 Mitarbeit in wechselnden Projektzusammenhängen, zuletzt 2005 bis 2008 Mitarbeiter im Projekt „Ost-Diskurse“ am Institut für Geschichte der Universität Wien, seit 2008 freischaffend.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen dar. Für inhaltliche Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
www.lzt-thueringen.de
2016

ISBN: 978-3-943588-72-9

Inhaltverzeichnis

Prolog: Vom Müll zum Identitätsanker	5
Ostalgie – Zur Einleitung	7
Die Demontage der DDR-Symbolik	9
Spontane Demontage	10
Demokratisch legitimierte Demontage der DDR-Symbole: Der Beitritt zur Bundesrepublik 1990	13
<i>Der Umgang mit den Straßennamen</i>	14
<i>Der Umgang mit den Denkmälern</i>	16
Die Währungsumstellung 1990: Schlagartiges Verschwinden der DDR-Waren	21
Der Umbruch in der ostdeutschen Arbeitswelt	27
Große Erwartungen in der ostdeutschen Bevölkerung	28
Große Anstrengungen und Enttäuschungen	28
<i>Massenarbeitslosigkeit</i>	28
<i>Unbeständigkeit in der ostdeutschen Arbeitswelt</i>	29
<i>Ostdeutsche Wahrnehmungen der Treuhandanstalt</i>	31
Reibungen: Westdeutsche Strukturen und ostdeutsche Mentalität	33
Eine Stimmung entsteht	39
„Alles Marode!“ – Die ostdeutsche Vergangenheit wird zu Schrott	39
Neue Eigentumsverhältnisse	44
Eine neue Medienlandschaft	45
Das Bild der Ostdeutschen in den Medien	47
Ostalgie als Reaktion	53
Das Produktmarketing nimmt eine Stimmung auf: „Ja, genauso will es das Ossi-Herz!“	53

Ostalgie als Laien-Diskurs:	
„Es war nicht alles schlecht“	63
<i>Die Erfindung der Ostalgie-Partys</i>	63
<i>Welche Erlebnisse produzieren die Ostalgie-Partys</i>	66
<i>Ostalgie im öffentlichen Raum</i>	70
<i>Die Ostalgie-Shows im Fernsehen</i>	75
Der bunte Sommer der Ostalgie	75
Fernseh-Shows als Politikum	77
Bilanz eines Diskursereignisses	79
Das Geschäft mit der Erinnerung	81
„Schwarz-Weiß-Malerei ist nie gut“ – Wie stehen verschiedene ostdeutsche Jahrgänge zur DDR-Aufarbeitung?	87
Fazit und Ausblick: Ostalgie und DDR-Erinnerung	91
Anhang	95
<i>Diagramme</i>	95
<i>Anmerkungen</i>	99

Prolog: Vom Müll zum Identitätsanker

Als der Sommer des Jahres 2003 zu Ende ging, rollte über die deutschen Fernsehbildschirme eine Welle von Ostalgie-Shows. Über Wochen hinweg präsentierten die TV-Stationen zur besten Sendezeit Produkte, Symbole und Geschichten aus der DDR. Doch die „Sammlung“, die im Jahre 2003 im Rampenlicht ausgestellt wurde, war schon einmal in aller Öffentlichkeit zu sehen. Das gleiche Furnier der DDR-Schrankwände, das im Jahre 2003 gut ausgeleuchtet auf der Bühne stand, wellte sich 13 Jahre zuvor im trüben Licht der Straßenbeleuchtung und in den Pfützen des Jahres 1990, wenige Monate, nachdem am 1. Juli die D-Mark in der DDR eingeführt wurde. In diesem Jahr produzierten die Ostdeutschen pro Kopf 1,2 Tonnen Müll, dreimal so viel wie die Westdeutschen. Bergeweise wurden die Gegenstände des DDR-Alltags ausrangiert. Was 1990 im Rinnstein und auf den Müllhalden vor sich hin rostete – Unterhaltungs- und Haushaltstechnik von RFT bis AKA-electric – wurde 2003



Bundesarchiv B 145 Bild-F086568-0046 Harald Kirschner

Leipzig, November 1990: Ausgeschlachteter und mit Graffiti besprayer PKW Trabant.

begeistert als „Identitätsanker“ in die Kamera gehalten: „Unser Stern-Recorder!“, erinnerten sich die Interviewten in den Shows. Während 1990 noch die Trabi-Wracks wie Skelette von ausgeweidetem Großwild die Straßen säumten, fuhren sie im Jahre 2003 wieder knatternd und quäkend über die Show-Bühne, als wären sie schon immer des Neu-Bundesbürgers allerliebstes Auto gewesen.

Was war geschehen?

Ostalgie – Zur Einleitung

Die Revolution von 1989/90 und der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik brachten den Ostdeutschen neue Rechte und Freiheiten. Allerdings musste die Ostbevölkerung auch tiefe Umbrüche bewältigen und etliche Verluste hinnehmen. Für nahezu alle Ostdeutschen war der Sturz der SED-Diktatur eine Befreiung. Die Bilanz der Vereinigung hingegen fiel für sie, abhängig von Alter, Qualifikation und politischer Orientierung, recht gemischt aus.

In der öffentlichen Erinnerung begegnet uns dieser jüngste Abschnitt der deutschen Geschichte, das Vierteljahrhundert nach der deutschen Vereinigung, vor allem als Erfolgsgeschichte. Daneben kursieren in Ostdeutschland jedoch noch alternative Geschichten. In diesen ostdeutschen Erzählgemeinschaften fällt die Erinnerungen an die DDR und die deutsche Vereinigung ambivalenter als in der öffentlichen Erinnerung aus. Diese inoffizielle und halböffentliche Erinnerung etikettiert man häufig als Ostalgie. Jeder kennt den Begriff Ostalgie, Vieles wird mit ihm assoziiert. Und inzwischen gibt es Ostalgie sogar als Lehnwort im Englischen.

Das Kunstwort Ostalgie kam in die Welt, weil zwei Dresdner Kabarettisten eines ihrer Programme damit überschrieben. Es war das am 27. November 1992 uraufgeführte Nummern-Programm von Tom Pauls und Uwe Steimle, in dem zwei Neu-Bundesbürgern ihre Zeitkommentare abgaben. Die letzte „Ostalgie-Vorstellung“ dieses Programms ging 1996, am 7. Oktober, – dem einstigen „Tag der Republik“ der DDR – im Festzelt der Sächsischen Staatskanzlei am „Tag der Sachsen“ über die Bühne.

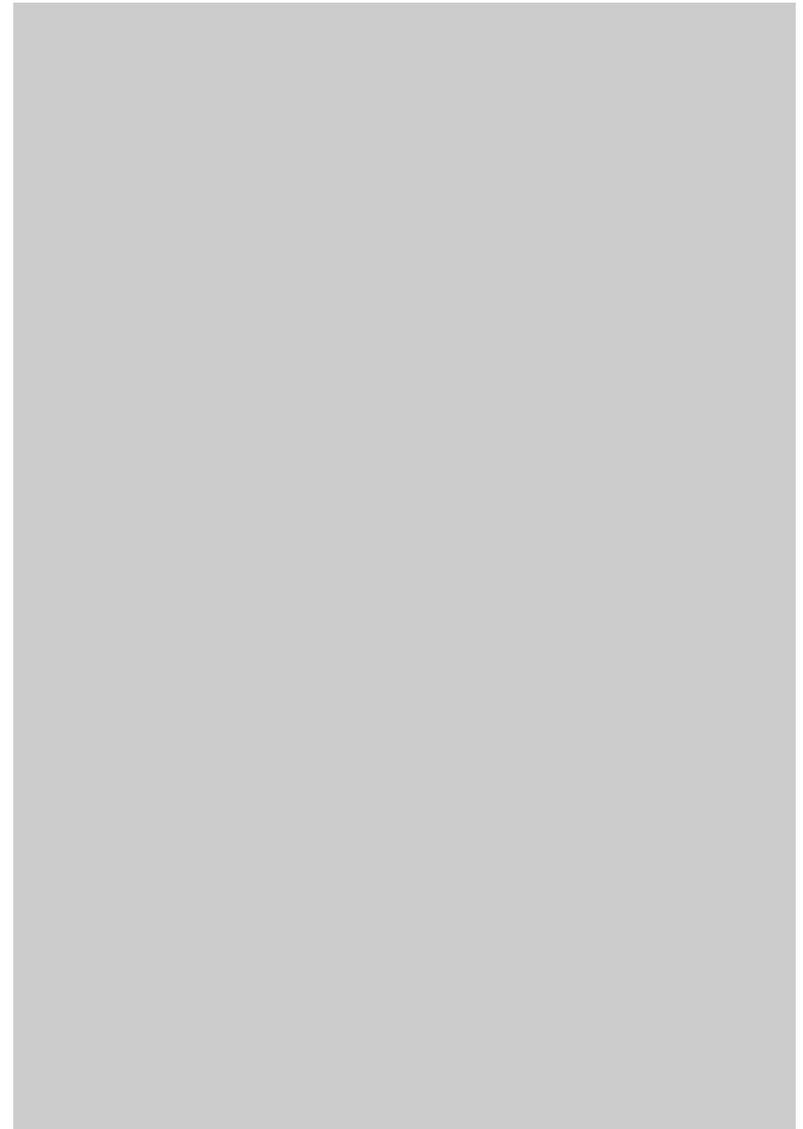
Karriere machte die prägnante Begriffsbildung Ostalgie jedoch nur, weil sie gegensätzliche Bedeutungen transportierte. Die einen verstanden unter Ostalgie eine Reaktion auf das plötzliche Verschwinden der DDR-Alltagskultur, auf die Belastungen und Verluste der Ostdeutschen in der Umbruchphase und insbesondere auch auf die öffentliche Darstellung

der DDR und des Lebens ihrer einstigen Bewohner. Aus dieser Perspektive konnte man für Ostalgie Verständnis haben oder gar Sympathien hegen. Die Anderen verwendeten Ostalgie als Synonym für die Verklärung der DDR, die Ablehnung der Vereinigung und die Undankbarkeit der Ostdeutschen. So oder so: Ostalgie blieb damit im Gespräch, und jeder hatte eine Vorstellung davon.

Tatsächlich hat sich Ostalgie als recht langlebig erwiesen. Dass es auch 25 Jahre nach dem Beitritt Ostalgie geben würde, hätte Anfang der 1990er-Jahre wohl niemand gedacht. Im fünfundzwanzigsten Jahr der Einheit stellt sich allerdings auch die Frage, ob man Ostalgie überhaupt noch lediglich als ein reaktives Übergangsphänomen bezeichnen kann. Heute erscheint Ostalgie eher als ein Hinweis darauf, dass die Ostdeutschen und ihre Nachkommen im vereinigten Deutschland durch Einpassung aber auch Abgrenzung eine ostdeutsche Teilkultur bilden.

Die folgende Darstellung geht den verschiedenen Phänomenen von Ostalgie nach. Sie skizziert die politischen, wirtschaftlichen und diskursiven Rahmenbedingungen unter denen die Ostdeutschen neue Bundesbürger wurden und stellt so Bausteine für eine ostdeutsche Erfahrungsgeschichte der Transformationszeit bereit.

Die Demontage der DDR-Symbolik



Bundesarchiv, Bild 183-1990-0607-020, Hartmut Reiche

Schon am 7. Juni 1990 wurde am Haus der Ministerien das DDR-Emblem entfernt.

Spontane Demontage

In der frühen Phase der Revolution im Herbst 1989 wurden noch die Symbole der DDR und der sozialistischen Tradition genutzt, um gegen die SED-Diktatur zu protestieren. Man sang nicht nur *Die Internationale*. Im Lande des *Volkseigentums*, der *Volkskammer* oder der *Volksarmee* antworteten die Demonstranten den Polizisten, die sich ihnen am 2. Oktober 1989 in Leipzig mit Sperrketten und der Lautsprecheransage „Hier spricht die Deutsche Volkspolizei...“ entgegenstellten, spontan mit dem Ruf „Wir sind das Volk!“ Als sich die Machtverhältnisse verändert hatten, keine gewalttätige Auflösung von Demonstrationen mehr zu befürchten war, setzte die Demontage der DDR-Staatssymbole ein. Diese Art des Bildersturms äußerte sich vor allem darin, dass DDR-Symbole und Versatzstücke ihrer Propaganda lächerlich gemacht wurden. Auf der Berliner Demonstration vom 4. November 1989 konnte die Heiterkeit und Inspiration von Siegern erspürt werden, die für ihren Sieg keinen blutigen Preis gezahlt hatten und mit versöhnlichem Blick auf die Gegenwart und



Foto: Volker Döring

Plakat auf der Demonstration vom 4. November 1989 in Berlin, Karl-Liebknecht-Straße.

zuversichtlich in die Zukunft sahen. Lachend wird ein Plakat vorgezeigt, das den Händedruck aus dem SED-Emblem in eine Abschiedsgeste umdeutete und mit den Worten „und Tschüß!“ unterschrieb.

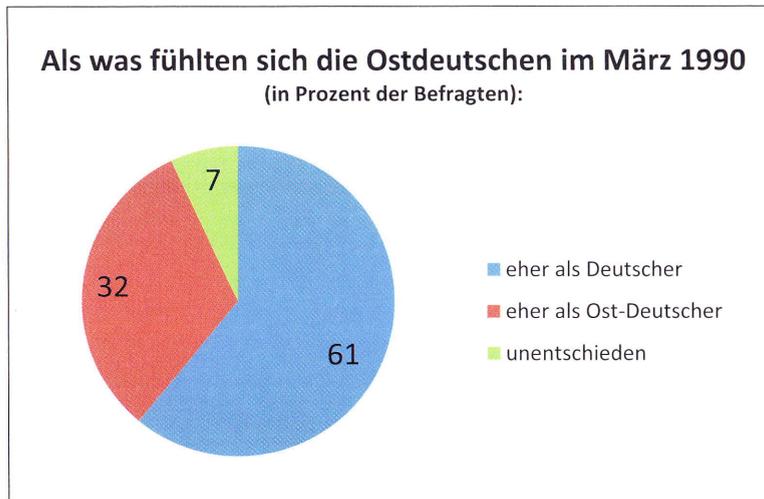
Einige Demonstranten stellten an diesem Tag eine DDR-Ehrentribüne nach: Von einer erhöhten Plattform winkten die Darsteller der DDR-Repräsentanten mit alterstypisch zittrigen Händen dem Volke, welches zum Kundgebungsplatz strömte, huldvoll zu. Und „das Volk“, die DDR-Bürger der friedlichen Revolution von 1989, winkte der nun machtlos gewordenen „Ehrentribüne“ erleichtert zurück.

Nach der Grenzöffnung am 9. November 1989 wurde der Bildersturm auf die DDR-Symbole offensiver. Ein Leipziger Demonstrant hatte eines der stereotypen, landauf und landab in den Amtstuben hängenden Erich-Honecker-Porträts mit der Aufschrift versehen: „Gesucht wird“. Und eine Leipziger Demonstrantin hielt ein Trageelement mit einem Honecker-Konterfei, das üblicherweise bei den offiziellen DDR-Demonstrationen an den Tribünen vorbeigetragen wurde, hoch. Es zeigte nun Honecker als Zuchthaushäftling mit gestreifter Jacke und Mütze als Häftling 0001. Noch im Februar 1990 bediente man sich bei den Protesten der Floskeln der DDR-Propaganda. In der DDR war es üblich gewesen, in betrieblichen Wandzeitungen oder Schaukästen „Unsere Besten“, also Werkstätige mit hervorragenden Leistungen, zu würdigen. Nun bemalte ein Demonstrant die Fotos von Erich Honecker, Willi Stoph und Horst Sindermann als Teufel und überschrieb sein Plakat mit „Unsere Besten“.

Das seit Jahrzehnten propagandistisch angesprochene „Volk“ antwortete also den nun machtlos gewordenen Machthabern mit umgedeuteten sprachlichen Versatzstücken und Medien, die die Herrschenden einst selbst genutzt hatten. Gleichzeitig zu dieser Umwidmung von DDR-Symbolen setzte nach der Grenzöffnung ihre Entfernung aus dem öffentlichen Raum ein. Zunächst konnte das nur informell geschehen. So wurden auf den Demonstrationen DDR-Fahnen geschwenkt,

denen das DDR-Emblem herausgeschnitten war, zudem verbrannten Demonstranten auch öffentlich DDR-Embleme. Eine reformierte DDR erschien immer weniger Ostdeutschen attraktiv. Auf der Leipziger Demonstration vom 11. Dezember 1989 wurde die „Wiedervereinigung“ als Alternative zu „sozialistischer Armut“ propagiert.

Zur Volkskammerwahl am 18. März 1990 stimmten 48 Prozent der DDR-Wählerinnen und Wähler für das Parteienbündnis „Allianz für Deutschland“, das sich gegen eine Fortexistenz der DDR ausgesprochen und sich mit dem Slogan „Freiheit und Wohlstand – Nie wieder Sozialismus“ empfohlen hatte. Als Demoskopien im März 1990 die DDR-Bürger befragten, als was sie sich fühlten, war die Antwort recht eindeutig: 61 Prozent der Befragten fühlten sich „eher als Deutscher“ und 32 Prozent „eher als Ost-Deutscher“ oder „DDR-Bürger“. Der Rest hatte dazu keine klare Meinung.

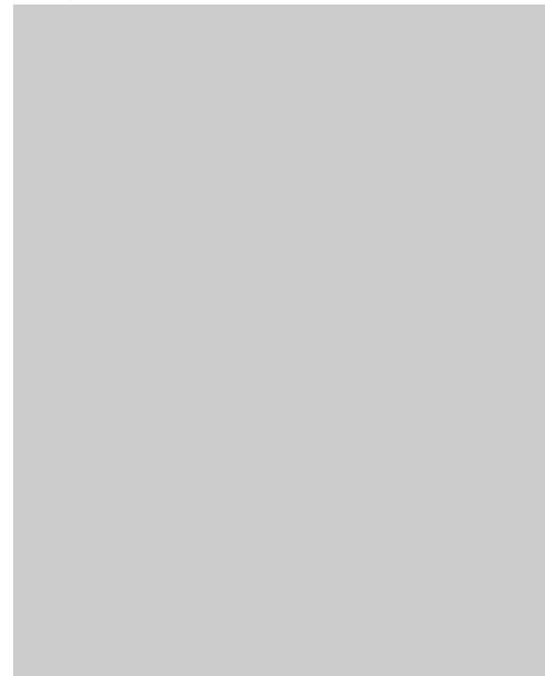


Datenquelle: Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie.¹

Als was fühlten sich die Ostdeutschen im März 1990.

Demokratisch legitimierte Demontage der DDR-Symbole: Der Beitritt zur Bundesrepublik 1990

Am 23. August 1990 beschloss die Volkskammer der DDR „den Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland gemäß Artikel 23 des Grundgesetzes mit Wirkung vom 3. Oktober 1990.“ Damit markierte die Volkskammer den Zeitpunkt, an dem die letzten Reste der repräsentativen Oberfläche der DDR verschwunden sein mussten. Denn nach deren spontaner Demontage durch die Bevölkerung im Herbst und Winter, nachdem im Verlaufe des Jahres 1990 auch zunehmend Transparente, Schaukästen und Fahnen der DDR aus der Öffentlichkeit entfernt wurden und Betriebe und Institutionen ihre sozialistischen Namen ablegten, waren spätestens in der Nacht zum 3. Oktober nun auch an den Fassaden und Tafeln von Behörden und Institutionen die Zeichen der DDR zu eliminieren.



Stadtarchiv Erfurt

Austausch von
Straßenschildern 1990.

Der Umgang mit den Straßennamen

Die Namen von Straßen, Plätzen und Brücken, die Denkmäler und Gedenktafeln einer Gesellschaft zeigen, was ihr als Tradition gilt. Sie stellen gewissermaßen ihr öffentliches Gedächtnis dar. Die Geschichtswissenschaft spricht hier vom „Kanon des kulturellen Gedächtnisses“². In demokratischen Gesellschaften unterliegt dieser Kanon permanenten Aushandlungsprozessen. In der DDR folgte der Kanon der sozialistischen, radikal-demokratischen und „bürgerlich-humanistischen“ Traditionslinie. Da er aber diktatorisch durchgesetzt worden war, setzte die Bevölkerung seine Inhalte mit der SED-Diktatur gleich. Aus diesem Grunde begannen die lokalen Parlamente recht bald, die öffentlichen Verweise auf den Traditionsbestand der DDR zu überprüfen und oft auch zu beseitigen. Die Erneuerung der „repräsentativen Oberfläche“ der neuen Bundesländer war durch politische Mehrheitsverhältnisse legitimiert und rechtsstaatlich geregelt. Inhaltlich wurde sie durch die Wertvorstellungen der neuen politischen Eliten Ostdeutschlands geprägt. Am markantesten zeigte sich dieser Prozess bei der Um- oder Rückbenennung von Straßen. Es waren vor allem Repräsentanten der sozialistischen Diktaturen, wie auch der westlichen kommunistischen Parteien – soweit die Personen nicht selbst Opfer im Kampf gegen Diktaturen geworden waren –, die aus dem öffentlichen Raum entfernt wurden. So demissionierte man beispielsweise Ho-Chi-Minh, Klement Gottwald, Luis-Corvalan, Maurice-Thorez und Walter Ulbricht als Namenpatronen. Allerdings gibt es auch 2015 in Ostdeutschland noch in mehreren Kommunen Wilhelm-Pieck- oder Lenin-Straßen.

Der Prozess der Straßenumbenennung soll hier am Beispiel Leipzigs, der zweitgrößten Stadt in den neuen Bundesländern, illustriert werden. In den Jahren 1945-1989 waren dort etwa 400 Straßen und Plätze nach Personen um- oder neu benannt worden. Diese 400 Namen, die in gewisser Weise auch die DDR symbolisierten, standen nach 1990 zur Über-

prüfung. Das führte zu zwei Umbenennungswellen, die 1992 und 1999 vollzogen wurden. Hierbei sind 12 Prozent der in der Zeit der SBZ und DDR nach Personen benannten Straßen und Plätze umbenannt worden.³ Noch vor diesen Umbenennungen hatte die Leipziger Stadtverordnetenversammlung in einer Sondertagung beschlossen, den Karl-Marx-Platz umzubenennen. Am 3. Oktober 1990, dem Tag des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik, wurde jener Platz, auf dem die Massendemonstration vom 9. Oktober 1989 den Durchbruch zu einer friedlichen Revolution schaffte, in Augustusplatz rückbenannt.

In Leipzig zeigte der demokratisch legitimierte Umgang mit den Symbolen der DDR-Vergangenheit drei Grundtendenzen. *Erstens* wurden im symbolisch besonders bedeutsamen Bereich – der Innenstadt, dem Innenstadtring und dem Areal um das Bundesverwaltungsgericht – alle Verweise auf die DDR-Vergangenheit entfernt. Bis auf zwei Ausnahmen geschah das auch bei den elf Magistralen und Ausfallstraßen. *Zweitens* versuchte man im übrigen Bereich der Stadt einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Traditionslinien zu schaffen. In der Tendenz wurden die neuen Verweise auf Kosten von DDR-Traditionsbezügen installiert, wenn man sich dabei auch um eine gewisse Ausgewogenheit bemühte, wie das folgendes Beispiel erläutern soll: Die DDR benannte im Jahr 1986 eine am Stadtrand neu entstandene Straße nach einem im Jahr 1962 während des Grenzdienstes erschossenen Unteroffizier der DDR-Grenztruppen. Dieser *Jörgen-Schmidtchen-Weg* wurde 1999 unter der Maßgabe nicht umbenannt, „dass eine in der Nähe befindliche Straße den Namen eines noch zu benennenden Fluchtopfers erhält.“⁴ Zu diesem Zwecke wurde die *Joseph-Zettler-Straße*, benannt nach einem Kämpfer im Spanischen Bürgerkrieg (1936-1939) und späteren Oberst der NVA in *Zillstraße* umbenannt, welche an den 1969 beim Grenzübertritt erschossenen Leipziger Wolfgang Zill erinnert. Seit 1999 verläuft nun quer zum *Jörgen-Schmidtchen-Weg* die *Zillstraße*.

Beim Umgang mit der symbolischen Oberfläche der DDR gab es einen deutlichen Unterschied zwischen der Provinz und den größeren Städten. Die Parlamente größerer Städte beseitigten sozialistische Symbolik rascher und umfanglicher als die kommunalen Volksvertretungen auf dem Lande oder in kleineren Städten. So fand man jenseits der Metropolen in den ersten beiden Dekaden nach dem Beitritt noch viel angewandte sozialistische Kunst und sozialistische Denkmäler. Auch bei der Umbenennung von Straßen zeigten sich Unterschiede zwischen den Großstädten und der Provinz. Noch im Jahr 2015 kann man bei Landpartien durch die neuen Bundesländer das ganze Alphabet sozialistischer Namensgebungen abfahren, anfangen von „A“ wie „Straße des Aufbaues“ über die „Straße der Bodenreform“, „der Einheit“, „der Freundschaft“, „der Genossenschaft“, „der Jungen Pioniere“, „der Opfer des Faschismus“, bis hin zur „Straße der Völkerfreundschaft“. Auch die Frauen und Männer, die die sozialistische Tradition verkörpern, dienen hier weiter als Namensgeber. Aber ihre Häufung geht allmählich zurück.

Der Umgang mit den Denkmälern

Um die sozialistischen Denkmäler gab es scharfe Kontroversen. Das zeigte sich beispielsweise in Berlin, nachdem der Senat am 10. September 1991 beschlossen hatte, das samt Sockel 26 Meter aufragende Lenin-Denkmal zu entfernen. Dagegen protestierten Denkmalschützer, eine Bürgerinitiative sowie politische Akteure. Künstler schlugen vor, die sozialistische Monumentalplastik auf einem anderen Wege als dem des Abrisses zum Verschwinden zu bringen. Sie wollten von der üblichen Praxis der spurlosen Auslöschung einer als problematisch empfundenen Vergangenheit zu einer anderen Verfahrensweise anregen: Im öffentlichen Raum sollte die *allmähliche* Bewältigung und Verabschiedung von Vergangenheit mit künstlerischen Mitteln erlebbar gemacht werden. Der Künstler Manfred Butzmann hatte die Idee, das Lenin-Denkmal am Berliner Leninplatz durch selbst-

klimmenden Wein und Efeu zum Verschwinden zu bringen. Die Thälmann-Büste an der Greifswalder Straße wiederum sollte mit Pappeln umpflanzt und mit einem Wassergraben umgeben werden und so Assoziationen zur Rosseau-Insel in Ermenonville herstellen. Am 4. Oktober 1991 konnte man den versteinerten Lenin noch mit der zwei Jahre zuvor von den Demonstranten der friedlichen Revolution getragenen „Keine-Gewalt“-Schärpe sehen. Doch am 8. November 1991 schließlich begann unter Polizeischutz die Demontage des Lenin-Denkmal. Das Monument wurde über mehrere Tage hinweg in 125 Segmente zerteilt und in einer Berliner Sandgrube eingegraben.



Bundesarchiv_B_145_Bild-F089664-0025

Berlin, 4. Oktober 1991: Lenin-Denkmal mit Schärpe „Keine Gewalt“.

Auch der Film „Good Bye, Lenin“ macht die Demontage eines Lenin-Denkmal zu einer Ikone im ostdeutschen Bildgedächtnis. Durch das Bild schwebt hier der mit einem Hubschrauber abtransportierte Torso eines Lenin-Denkmal,

dessen Arm noch verheißungsvoll in die kommunistische Zukunft weist. Der davonfliegende Lenin lässt die Hauptfigur des Films, eine DDR-Lehrerin, die die Wende im Koma ver-säumt hatte, begreifen, dass eine andere Zeit angebrochen ist.



Szene aus „Good Bye, Lenin“.

© GOOD BYE, LENINI!, X Verleih AG



Szene aus „Good Bye, Lenin“.

© GOOD BYE, LENINI!, X Verleih AG

Während das Lenin-Denkmal in Berlin-Friedrichshain verschwand, blieb die gigantomanische Thälmann-Büste an der Greifswalder Straße stehen. Hier entfernte man nur die bronzenen Texttafeln, welche das Traditionsverständnis der DDR widergespiegelten und überließ es zunächst dem Gang der Dinge. Die Stadt Chemnitz wiederum erhielt ihren monumentalen, dreizehn Meter hohen Marx-Kopf weiter als Wahrzeichen, Touristenattraktion und Vorlage für Etliches im städtischen Souveniershop. Der Marx-Kopf inspirierte zudem bis 2007 auch den offiziellen Leitspruch der Stadt: „Chemnitz – Stadt mit Köpfchen“.

Auch Dresden hatte ein großes Lenin-Denkmal, es befand sich auf dem zentralen innerstädtischen Platz vor dem Hauptbahnhof. Die Dresdner Stadtverordneten entschieden am 3. September 1991, dass das Monument zu entfernen sei. Die Demontage und der Abtransport der sieben Meter hohen und 120 Tonnen schweren Granitskulptur wurde öffentlich ausgeschrieben. Am 20. November 1991 schlug der Münchner Künstler Rudolf Herz dem Dresdner Oberbürgermeister vor, am gleichen Standort aus den Bestandteilen des zerteilten Denkmals ein „skulpturales Gebilde“ entstehen zu lassen. Herz schrieb: „Diese Anordnung erinnert an ein Museumsdepot oder ein archäologisches Trümmerfeld: ein Aggregatzustand zwischen Abbau und Rekonstruktion. ‚Lenins Lager‘ ist eine ketzerische Kritik an den staatspolitischen Aufarbeitungsritualen nach dem Fall der DDR, ein anstößiges Erinnerungsstück mit politischen und ästhetischen Reibungsflächen und soll am bisherigen Ort des Denkmals vor dem Bahnhof seinen Platz finden.“ Am 5. März 1992 hatten die Stadtverordneten zwischen der Option der kostenlosen Realisierung von *Lenins Lager* und dem ebenfalls kostenlos vorzunehmenden zerstörungsfreien Abbau und Abtransport zu entscheiden und wählten Letzteres. „Wir meinen, dass mit Lenin der größte Stein des Anstoßes beseitigt ist und wir sollten [...] ihm heute“, so ließ sich der Oberbürgermeister an diesem Tage nicht ohne Ironie ein, „die Ausreise genehmigen“. Das

Denkmal ging in den Besitz des Steinmetz Josef Kurz aus dem bayerischen Gundelfingen über, der auf seinem Grundstück sozialistische Denkmäler aufstellt.

Die Kleinstadt Eisleben gab ihr mit einem deutsch-sowjetischen Heldenmythos verbundenes Lenin-Denkmal ins Deutsche Historische Museum (Berlin) ab. Andere Städte haben ihre Lenin-Denkmale oder -Gedenktafeln demontiert, an periphere Orte oder sowjetische Soldatenfriedhöfe versetzt, mit Erklärungen versehen oder bestehen lassen. Je größer oder zentraler die sozialistischen Denkmale gestaltet, beziehungsweise positioniert worden waren, umso unwahrscheinlicher war, dass sie weiter bestehen konnten.



Bundesarchiv B 145 Bild-00049384 Klaus Lehnartz

Chemnitz, Juni 1990: Karl-Marx-Monument.

Die Währungsumstellung 1990: Schlagartiges Verschwinden der DDR-Waren

Am 7. Februar 1990 bildete die Bundesregierung den Kabinettsausschuss „Deutsche Einheit“ und beschloss „mit der DDR unverzüglich Verhandlungen über eine Währungsunion mit Wirtschaftsreform“ anzustreben. Um „schnellstmöglich Anschluss an das Realeinkommen der Bundesrepublik zu finden“ sollten beide Volkswirtschaften „auf Grundlage unmittelbar einzuleitender tiefgreifender marktwirtschaftlicher Reformen in der DDR“ verklammert werden. Bis dahin hatten auch andere, sowohl von westdeutschen Ökonomen wie auch von der Modrow-Regierung und dem Runden Tisch in die Diskussion gebrachte Übergangsszenarien zur Debatte gestanden. Sie sahen die Ersetzung der DDR-Mark durch die DM erst 1993 als „Krönung“⁵ der Transformation zu einer sozialen Marktwirtschaft vor. Diese Konzepte waren jedoch durch Vorstoß von Bundeskanzler Helmut Kohl vom Tisch. Der Historiker Andreas Rödder erkennt in Kohls politischer Entscheidung eine Weichenstellung zu einem unumkehrbaren Prozess, bei dem ostdeutsche Akteure allerdings dann auch in doppelter Hinsicht *nichts mehr zu sagen* hätten. „Die Bundesregierung hatte sich mit diesem Schritt auf einen direkten, stufenlosen Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft festgelegt und griff damit direkt auf die DDR zu, von der das Angebot den geld- und währungspolitischen Souveränitätsverlust forderte. Das Bonner Einheitskonzept zielte auf eine Wiedervereinigung durch die vollständige Integration der DDR in das bundesdeutsche Modell, um dessen Leistungsfähigkeit für den Aufbau des DDR-Territoriums in einem vereinten Deutschland nutzbar zu machen. [...] Die Bundesrepublik übernahm das Kommando.“⁶ Die ostdeutsche Bevölkerung wollte in ihrer Mehrheit die D-Mark lieber sofort als später. Schon in den Jahren zuvor hatte die D-Mark

in der DDR als eine Art zweite Währung fungiert. Einfache Nahrungsmittel und andere Güter des Grundbedarfs wie Wohnen oder Kleidung waren in der DDR subventioniert, während andere Warengruppen zum Ausgleich höher ausgepreist wurden. Dadurch kostete ein Fernsehgerät dreimal so viel wie im Westen, ein Brot dagegen nur ein Sechstel. Die Miete von Wohnungen mit zum Westen vergleichbarer Qualität betrug im Osten nur ein Viertel des entsprechenden Westniveaus.⁷ Unter diesen Bedingungen konnte jene Minderheit von DDR-Bürgern, die über D-Mark verfügte, West-Ware in den *Intershops* oder über den *GENEX-Vertrieb* erwerben, darüber hinaus auch schwer zu erlangende Dienstleistungen. Die anderen DDR-Bürger blieben davon abgeschnitten. Mit der Währungsunion sollten nun alle DDR-Bürger zur D-Mark kommen, auch ohne dafür ihre Heimat verlassen zu müssen. Folglich erweckte die von Kohl eröffnete Option bei vielen Ostdeutschen große Erwartungen. Mit ihrer Losung „Kommt die D-Mark, bleiben wir. Kommt sie nicht, geh'n wir zu ihr!“ verliehen sie ihnen einen geradezu ultimativ formulierten Nachdruck.



Stadtarchiv Erfurt, 1990.

Am 7. April kündigte der Bundeskanzler öffentlich die Einführung der D-Mark in der DDR zum 1. Juli 1990 an. Die Löhne, Gehälter, Renten und Stipendien sollten im Verhält-

nis von 1:1 umgestellt werden. Für die Sparguthaben war über einen Sockelbetrag von 4.000 Mark allerdings nur ein Umtauschsatz von 2:1 vorgesehen (bei Kindern bis 14 Jahre betrug der Sockel 2.000, bei Bürgern ab dem 60. Lebensjahr 6.000 Mark). Die Umtauschsätze für die Sparguthaben führten zu Protesten und Streiks.



Bundesarchiv B 145 Bild-00001634 Klaus Lehnartz

Berlin, 5. April 1990: Demonstration im Berliner Lustgarten gegen den Umtauschkurs der Sparguthaben DDR-Mark zu DM.

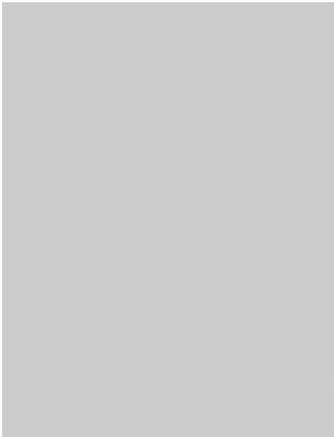
Am 18. Mai 1990 schlossen die Bundesrepublik und die DDR den „Vertrag über die Schaffung einer Währungs- Wirtschafts- und Sozialunion zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik“. Darin hieß es: „Mit Wirkung vom 1. Juli 1990 wird die Deutsche Mark als Währung in der Deutschen Demokratischen Republik eingeführt.“⁸

In den Tagen vor der Währungsumstellung räumte der Handel seine Verkaufsflächen und Lager von den, wie man meinte, künftig nicht mehr absetzbaren DDR-Produkten. Am Freitag, dem 29. und am Samstag, dem 30. Juni 1990 konnte man durch Verkaufsstellen mit nahezu völlig geleerten Verkaufsflächen und Regalen gehen. Die Schaufenster waren ausgeräumt oder verhängt.



Stadtarchiv Erfurt

Ende Juni 1990, Kaufhalle in Erfurt.



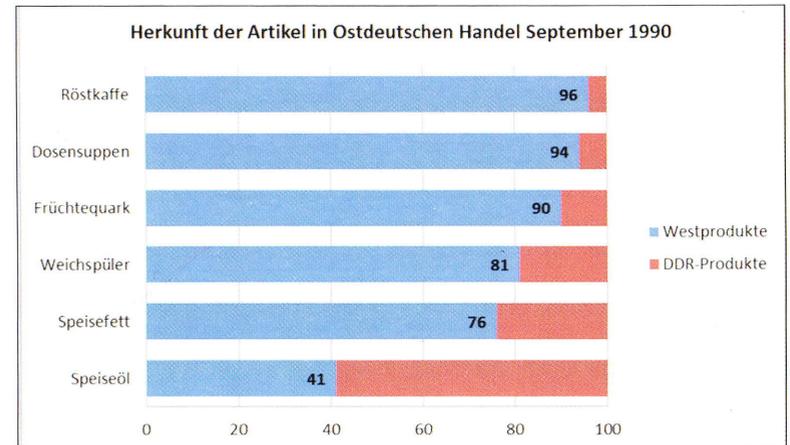
Bundesarchiv B 145 Bild-00046771
Klaus Lehnartz

Der Tag der Währungsunion hatte vielerorts Volksfestcharakter. Man feierte die Aufnahme in den Klub der mündigen Konsumenten, die sich nur an den eigenen finanziellen Mitteln, aber nicht mehr an politisch definierten Subventions- und Verteilungskriterien zu orientieren hatten. Am Montag, dem 1. Juli 1990 war überall und mit einem Schlag ein erneuertes Warenangebot in den Geschäften. Die aufgestauten und bisher unbefriedigt gebliebenen Konsumwünsche wie auch das Bedürfnis, etwas Neues auszuprobieren, führten in den Wochen und Monaten nach

der Währungsumstellung zu außerordentlichen Umsätzen im Handel. So wurden im Juli und August 1990 insgesamt 0,33 Millionen Fahrzeuge neu zugelassen, das war fast ein Zehntel

des bisherigen Bestandes.⁹ Doch nicht nur bei Autos und bei höherwertigen Konsumgütern bevorzugten die Ostdeutschen westdeutschen Produkte, sondern auch bei alltäglichen Artikeln des Grundbedarfs. In manchen Sortimentsgruppen stammten weniger als zehn Prozent der abgesetzten Waren aus DDR-Produktion.

Massenhaft fanden sich nun Alltagsgegenstände, die bis dahin jahrelang genutzt worden waren, oder nicht absetzbare Waren auf dem Müll, in Sperrmüllcontainern oder am Straßenrand. Spektakulär war die Entdeckung von Tausenden druckfrischen Büchern aus den Beständen des ehemaligen Buchgroßhandels auf einer Müllkippe bei Leipzig.



Datenquelle: Sinn/Sinn 1993, Kaltstart (Endnote 7), S. 97.

Diagramm 1: Absatz von Westwaren im Verhältnis zu DDR-Produkten in Ostdeutschland im September 1990. Angaben in Prozent.

Ein Reporter notiert: „Ungelesen in den Abfall gekippt wurden: Kinderbücher, deutsche Klassiker, internationale Belletristik.“¹⁰ Die Bücher lagerten bis dahin im Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel (LKG). Die Buch-Verlage der DDR hatten ihre Immobilien an die Treuhandanstalt verloren, sie mussten nun mit einem Bruchteil der Fläche

wirtschaften und auch ihre umfangreichen Bibliotheken und Archive abstoßen. So hatte die Hälfte von ihnen bis Mitte der 1990er-Jahre ihre Verträge mit dem LKG gekündigt, aber ihre dort lagernden Bücher nicht abgeholt.

Die Kalküle des Handels wie auch das Kaufverhalten der Kunden führten rasch dazu, dass in der DDR produzierte Waren nicht mehr in die Verkaufsregale gelangten. Oft versuchten DDR-Produzenten, ihre Waren auf öffentlichen Plätzen direkt an die Kunden zu verkaufen: Würste, Brote, Textilien, Schuhe.

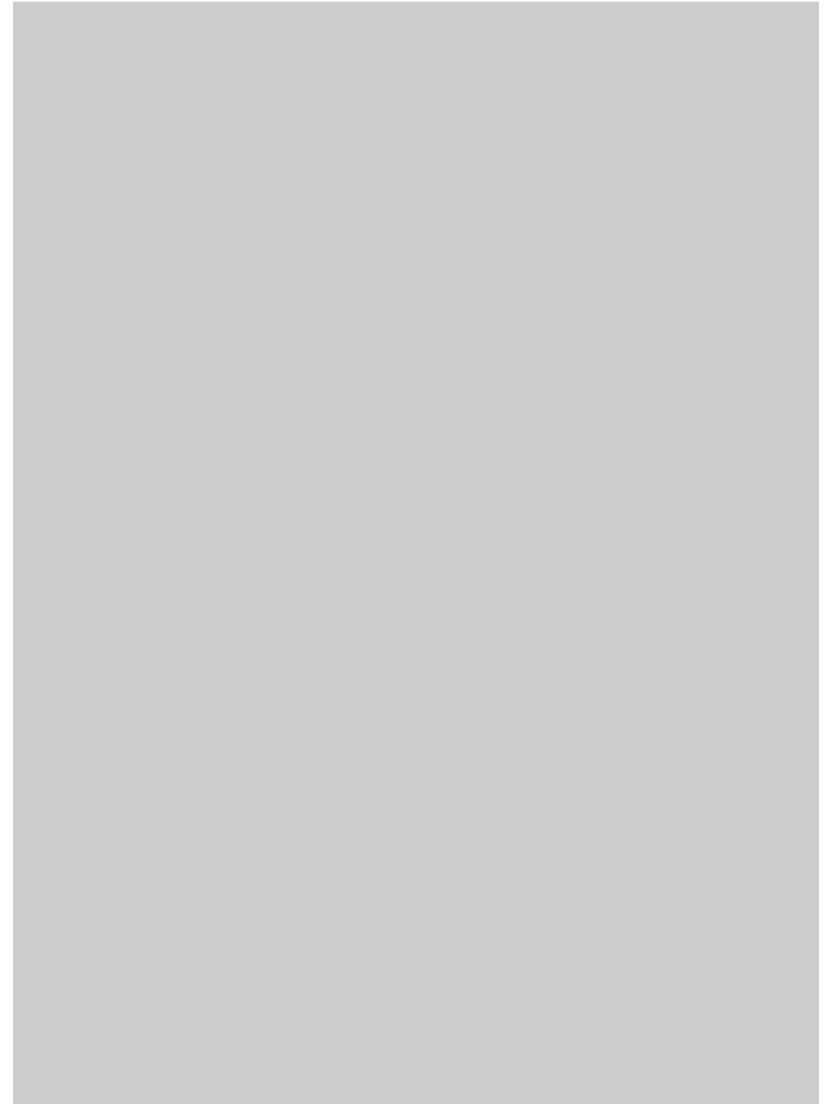


Stadtarchiv Erfurt

Thüringer „Wurst-Tradition“ gegen „starken westlichen Druck“: Nachricht an die Kunden an einem ehemaligen Fleischergeschäft in Erfurt.

Nach der Einführung der D-Mark und der Freigabe der Preise gab es immer wieder Lohnerhöhungen und Rentensteigerungen. Von 1991 bis 1994 wuchs in Ostdeutschland das durchschnittliche Netto-Prokopfeinkommen von 56 Prozent auf 78 Prozent vergleichbarer West-Einkommen. Auch die Rentnerinnen und Rentner konnten aufschließen. Nach der ersten Dekade der Einheit, 1999, lagen die durchschnittlichen Alterseinkünfte von älteren Ehepaaren im Osten bei 1783 EUR und im Westen bei 1997 EUR.¹¹

Der Umbruch in der ostdeutschen Arbeitswelt



Bundesarchiv B 145 Bild-00017923

Bitterfeld, 19. April 1993: Abrissarbeiten.

Große Erwartungen in der ostdeutschen Bevölkerung

Die Wochen nach der Währungsumstellung erlebte der größte Teil der Ostdeutschen mit freudigem Optimismus. So manche Konsum- und Reisewünsche, die bis dahin unerfüllbar schienen, konnten sich die Ostdeutschen nun erfüllen, und die vollständige Angleichung der Gehälter und Löhne an das „Westniveau“ erschien ihnen auch nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Anders als die Rentensteigerungen hatten die Lohnsteigerungen jedoch auch negative Auswirkungen: Sie brachten die nach der übergangslosen Einführung der D-Mark nicht mehr konkurrenzfähigen Ost-Betriebe noch mehr in die Bredouille und erhöhten den Druck, Personal zu entlassen.¹²

Natürlich erwarteten die Ostdeutschen, dass bei der Einführung der Marktwirtschaft – einige und vorübergehend – arbeitslos werden würden. Doch zunächst sahen sich viele persönlich nicht gefährdet, vertrauten auf die eigene Leistungsfähigkeit und glaubten, dass Arbeitslosigkeit eher „die anderen“ betreffen werden würde. Die Vorstellungen der Bevölkerung über die eigenen Fähigkeiten und Chancen, welche nun nicht mehr durch politische Eingriffe in die Wirtschaft begrenzt sein würden, dokumentieren öffentliche Debatten, die im Oktober und November 1989 an mehreren Veranstaltungsorten in Leipzig – also schon einige Monate vor der Währungsumstellung – geführt wurden. So mancher Redner zeigte, dass er sich für eine Gesellschaft mit mehr Wettbewerb, geringerem Arbeitnehmerschutz und verminderten Subventionen des Grundbedarfs gut gerüstet fühlte. Man meinte auch, dass die Gesellschaft dadurch gerechter werden würde, denn der späten DDR schrieb man nur noch wenig Leistungsgerechtigkeit zu.

Große Anstrengungen und Enttäuschungen

Massenarbeitslosigkeit

Doch der Start in das neue Wirtschaftssystem zeitigte bald ganz andere Effekte, als man im Herbst 1989 noch erwartet

hatte. Eine völlig neue Erfahrung war für die Ostdeutschen massenhafte Arbeitslosigkeit. Schon im ersten Halbjahr 1990 schwächelte die DDR-Wirtschaft. Die Einführung der D-Mark zum Kurs von 1:1 brachte sie endgültig in die Abwärtsspirale. Bislang hatten die Bundesrepublik und die DDR im innerdeutschen Handel einen Kurs zwischen der D-Mark und der DDR-Mark von 1:4,4 praktiziert. Der Kurs von 1:1 bedeutete einen Aufwertungsschock um 340 Prozent. Plötzlich waren die Produkte der ostdeutschen Betriebe nicht mehr preiswürdig, das Personal überteuert. Zudem standen die Firmen vor einem in DM verwandelten Schuldenberg, für den dann auch bald nicht mehr das Zinsniveau der DDR-Staatsbank, sondern der marktübliche Zins westdeutscher Banken galt. Der aus der DDR ererbte Investitionsstau, insbesondere der technologische Rückstand sollte also durch den Verkauf von Produkten kompensiert werden, die auf dem innerdeutschen Markt nun erst recht nicht mehr konkurrenzfähig und für die osteuropäischen Partner nach Auslaufen des Transfer-Rubel-Systems am 31. Dezember 1990 nicht mehr erschwinglich waren. Ende des Jahres 1990 hatte sich die ostdeutsche Industrieproduktion im Vergleich zu den ersten beiden Quartalen vor der Währungsunion halbiert, zu Beginn des Jahres 1991 lag sie nur noch bei einem Drittel des Vorjahresniveaus. Insgesamt ging die Beschäftigung in Ostdeutschland bis zum Ende des Jahres 1991 von etwa 9,3 Millionen bis 9,7 Millionen Personen auf effektiv 5,2 Millionen Personen zurück, und im zweiten Quartal 1992 wurde die 5-Millionen-Grenze unterschritten.¹³

Unbeständigkeit in der ostdeutschen Arbeitswelt

Die Massenarbeitslosigkeit in Ostdeutschland wurde durch die Politik und von den Medien des vereinigten Deutschlands immer wieder thematisiert. Was dem gegenüber nicht so im Fokus der Aufmerksamkeit lag, war die Unbeständigkeit, der die Beschäftigten in der Arbeitswelt ausgesetzt waren. Sieht man sich den Umbruch der ostdeutschen Arbeitswelt vom

Stand 1993 an, so kann man feststellen, dass weniger als ein Drittel der Beschäftigten sich noch auf ihren Arbeitsplätzen von 1989 befanden. Alle anderen hatten gewechselt, wechseln müssen oder waren nicht beschäftigt. Knapp zwei Drittel der ostdeutschen Beschäftigten waren bis 1993 ein- oder mehrmals in arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen.

Als man Anfang der 90er-Jahre Ostdeutsche und Westdeutsche nach ihren Zukunftsaussichten befragte, zeigte sich im Osten das Bild sehr stark eingetrübt. Am stärksten natürlich beim Thema „Arbeitsplatzverlust“. Das sahen 1991 nur 4 Prozent der Westdeutschen auf sich zukommen – aber 51 Prozent der Ostdeutschen, jeder zweite Berufstätige also. Und jeder fünfte Ostdeutsche rechnete damit, dass er einen beruflichen Abstieg hinnehmen müsste – im Westen nur jeder Hundertste. Dafür schrieben sich im gleichen Jahr 40 Prozent der Westdeutschen „gute Arbeitsmarktchancen“ zu, aber nur noch 10 Prozent der Ostdeutschen. (Detailliert: Diagramm 1) Die Statistik illustriert, dass die Westdeutschen für sich im „Aufbau der neuen Länder“ gute Chancen sahen, an den heimischen Arbeitsplätzen oder bei Karrieresprung im Osten, während die Ostdeutschen sich in den Umwälzungen eher an den Rand gedrängt und gefährdet erlebten. Jenseits dieses dramatischen Wandels gab es in der ostdeutschen Arbeitswelt aber auch „Ruhezonen“, wie sie der Soziologe Rainer Geißler bezeichnet. Hierzu gehören insbesondere die Schulen, das Gesundheitswesen, die Kommunalverwaltungen und der mittlere Teil der Behörden. Wenn es hier zu Arbeitsplatzwechseln kam, so erfolgten diese meist innerhalb der mittleren Hierarchieebene der Behörden.¹⁴ Die sozialen Auf- und Abstiege hingegen waren ungleich verteilt. Neben den vielen sozialen Absteigern – Ungelernte, Vorruehändler sowie ehemalige Funktionäre ohne gute Fachqualifikation – gab es bei den abhängig Beschäftigten wenige Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs. Denn in der Wirtschaft und der Administration wurden die Leitungen durch fachgerecht qualifizierte westdeutsche Positionsinhaber besetzt.

Ostdeutsche Wahrnehmungen der Treuhandanstalt

Der Umbau der ostdeutschen Wirtschaft wurde durch die Treuhandanstalt (THA) vorangetrieben. Diese THA war durch die Volkskammer am 17. Juni 1990 mit dem „Gesetz zur Privatisierung und Reorganisation des volkseigenen Vermögens“ ins Leben gerufen worden.¹⁵ Der klare Sieg der konservativ-liberalen Koalition bei den Bundestagswahlen vom 2. Dezember 1990 gab der THA ein eindeutiges Mandat zur forcierten Privatisierung des Volkseigentums. Als größte Holding der Welt war sie Eigentümerin von 7.894 volkseigenen Betrieben mit vier Millionen Beschäftigten und der halben DDR-Fläche geworden.¹⁶ Durch die Entflechtung der komplexen Wirtschaftseinheiten aus der DDR wurde die Zahl der Betriebe im Verlauf der Sanierung jedoch immer größer statt kleiner. Bis 1992 privatisierte die THA im Schnitt über 1.000 Betriebe pro Quartal. In ihrer Abschlussbilanz vom 31. Dezember 1994 verweist sie darauf, dass sie letztlich 12.354 Betriebe in die Marktwirtschaft überführt hat – davon unter anderem 53 Prozent durch Verkauf, 30 Prozent durch Schließung und 13 Prozent durch Reprivatisierung.¹⁷

Die Treuhandanstalt wurde durch westdeutsches Personal geführt. Diese Manager erlebten die Arbeit ihrer Institution als historisch einmalige wirtschaftspolitische Großtat. Aus der Perspektive der ostdeutschen Bevölkerung wurden die Handlungsweise der THA und ihre Ergebnisse anders wahrgenommen. In den von der THA im Sommer 1990 übernommenen Betrieben waren über vier Millionen Menschen beschäftigt gewesen. Übrig blieben davon im Dezember 1994 weniger als eineinhalb Millionen. Zwei Drittel hatten ihre Arbeit endgültig verloren. Und nicht alle von ihnen hatten in verschlissenen Produktionsanlagen mangelhafte Produkte erzeugt. (Siehe Info-Kasten)

„Ich arbeitete damals in Leipzig in einer Gießerei [...] Das war ein hochmoderner Betrieb, der Kurbel- und Nockenwellen für VW produziert hatte. Die wurden im Polo und im Golf II eingebaut.

Da wurde also kein Schrott produziert. Und dennoch war von einem auf den anderen Tag Schluss. Damals habe ich es nicht verstanden, warum auch dieser Betrieb deindustrialisiert wurde. Ich bin fest davon überzeugt, dass es da andere Möglichkeiten gegeben hätte.“

*Thomas Lutze (*1969), Quelle: Das Parlament 36/37 vom 31. August 2015, S. 7*

So wirkte es für Ostdeutschland wie ein Schock, als die THA am 2. Oktober 1990, einen Tag vor der Vereinigung, die Schließung von *Pentacon* bekannt gab. Die Firma konnte ihre bis dahin im Ausland begehrten Kameras nun nicht mehr konkurrenzfähig anbieten. Marken, die die Ostdeutschen jahrzehntelang begleiteten, wie beispielsweise *Interflug*, *Minol*, *Narva* verschwanden. Neben den unausweichlichen Konsequenzen der Umstellung auf D-Mark, die die THA lediglich umsetzte, warf man in Ostdeutschland der Treuhand auch vor, Marktberreinigung im Interesse westdeutscher Firmen zu betreiben. Ein Beispiel hierfür war die Übernahme des *Kaltwalzwerks Oranienburg* durch die *Krupp AG*, die den Betrieb Schritt für Schritt herunterfuhr, schließlich einstellte und die Anlage demontierte und verkaufte. Am spektakulärsten war in dieser Hinsicht die Entscheidung der THA, den hochprofitabel fördernden Kali-Schacht *Thomas Müntzer* im Thüringer Bischofferode im Zuge der Fusion mit dem damals bereits Verluste einfahrenden Kasseler Konzern *Kali und Salz (K+S)* zu schließen. Die Kumpel von Bischofferode traten in unbefristeten Hungerstreik und ihre Ehefrauen und Kolleginnen besetzten die Stollen. Auch an anderen ostdeutschen Standorten versuchten die Beschäftigten mit Streiks, Betriebsbesetzungen, Mahnwachen vor Werktoeren und Rathäusern, Demonstrationen, Autokonvois in den Landeshauptstädten, in Berlin oder vor den Konzernzentralen auf die Lage aufmerksam zu machen und die Öffentlichkeit zu mobilisieren. Man hoffte so, die als falsch, ja ungerecht empfundenen Treuhand-Entscheidungen abwenden und die

eigenen Arbeitsplätze retten zu können. Für die meisten Ostdeutschen war die THA so mit negativen Erfahrungen und Assoziationen verbunden. Hinzu kam, dass nach Logik der medialen Berichterstattung natürlich die Skandale und Kriminalfälle um die Treuhand dankbarere Stoffe waren, als normale Privatisierungen.

Reibungen: Westdeutsche Strukturen und ostdeutsche Mentalität

Die massenhafte Arbeitslosigkeit führte für viele Menschen auch zum Verlust sozialer Integration. Die DDR-Gesellschaft war weniger funktional differenziert als die westdeutsche, und die soziale Integration war vor allem über die Arbeitswelt vermittelt. Große DDR-Betriebe bildeten gewissermaßen Sozialisationskerne und erfüllten über die Produktion hinausgehende Funktionen. Diese Betriebe hatten Polikliniken, Kindergärten, Kulturhäuser und Jugendklubs, Ferienheime und Kinderferienlager, Verkaufseinrichtungen und Ähnliches. Nicht nur in diesen großen Betrieben, sondern überall in der DDR war die Arbeitswelt lebensweltlich geprägt. Zwischen den Beschäftigten bestand oft eine bis ins Freundschaftliche gehende Kollegialität. Darüber hinaus überlappten sich die Beziehungen am Arbeitsplatz mit den privaten Beziehungen, die Familien der Kollegen kannten einander und man traf sich auch neben der Arbeit. Dieses Beziehungsmuster entsprach im Übrigen der politischen Zielvorstellung der DDR von „sozialistischen Arbeitskollektiven“. Aus strukturellen Gründen waren hier also Konkurrenzverhältnisse relativ gering, der Anpassungsdruck aber um so höher.

Der Soziologe Werner Schmidt zur „Transformation der Sozialordnung in ostdeutschen Betrieben“ 1992-1994:

Ein älterer Facharbeiter – „der ansonsten kaum ein gutes Haar an der DDR lässt“, wie der Verfasser der Studie anmerkt – beschreibt das soziale Klima so: „Wir, die wir im Sozialismus groß geworden sind, wollen wir mal so sagen, das waren eigentlich

alles Kollegen. Wir sind in Brigaden gewesen, da wurde das Brigadeleben gefördert ... das war eigentlich ein gutes Verhältnis. Und ich möchte sagen, das ist auch nicht mehr rauszubringen.“ Die Situation in einem Wälzlagerwerk, das zusammen mit anderen ostdeutschen Betrieben einer Holding und einem westdeutschen Werkleiter unterstellt wurde, schildert Schmidt so: „Den Beschäftigten des Wälzlagerwerkes steht ihre Verbitterung zumeist im Gesicht geschrieben. Vielen fehlen die gewohnten Zeichen der Anerkennung, Wertschätzung und Würdigung, wie sie mit Jubilarehrungen, Auszeichnungs- und Frauentags- aber auch Maifeiern und anderen Terminen des sozialistischen Festtagskalenders verbunden waren, und die nun größtenteils verschwunden sind. [...] Immer wieder wird auch auf die Abschaffung der Kaffeemaschinen verwiesen. Dabei scheint es jedoch weniger um die Maschinen als solche zu gehen. Vielmehr ist die Abschaffung von Kaffeemaschinen und Kühlschränken ein Symbol dafür, dass die Anerkennungen verweigert und gleichzeitig neue Privilegien eingeführt werden. Der Werkleiter macht demgegenüber scheinbar rationale Kostenargumente geltend, was die Beschäftigten nicht überzeugt, werden doch zugleich mit hohem finanziellen Aufwand Großraumbüros geschaffen und Verwaltungsgebäude saniert.“¹⁸

Der Einzug westdeutscher, genauer gesagt – marktwirtschaftlicher – Verhältnisse in der Arbeitswelt bedeutet also auch für jene DDR-sozialisierten Beschäftigten, die weiterhin in Lohn und Brot standen, einen Erfahrungsbruch. Sie waren nun mit veränderten Leistungsanforderungen, ungewohnter innerbetrieblicher Konkurrenz, mit neuen Distanzverhältnissen und Leitungsstilen konfrontiert. Die bislang eher politisierte, personalisierte und nicht zuletzt moralisierte Ansprache der Arbeitnehmer durch die Leitung wurde nun formaler, rationaler und unpersönlicher. Die sozialen Nebenfunktionen, die die Arbeitsstelle für die Werktätigen oft hatte, nämlich Knoten im persönlichen Beziehungsnetz zu sein, entfielen.

Im Öffentlichen Dienst, in den Behörden und in der kommunalen Verwaltung war auf der mittleren und unteren Ebene der größte Teil des einstigen DDR-Personals übernommen worden. Der Umbau dieser Bereiche wurde von westdeutschen Aufbauhelfern angeleitet, die den Zielzustand des Umbaus aus eigener Erfahrung kannten. In dieser Konstellation war das ostdeutsche Personal in den Behörden und Verwaltungen in gewissem Sinne in der Rolle von Auszubildenden, die sich die neuen Gesetze, Verfahrensweisen und Abläufe anzueignen hatten. In einer ähnlichen Rolle sah sich auch die ostdeutsche Bevölkerung als „Kunden“ der Behörden und Ämter, auch sie passten noch nicht zu den neuen Strukturen. Denn zwischen den Gesetzen und der im Verwaltungshandeln geronnenen neuen Logik einerseits und den Erwartungen und der Kommunikationshaltung der Bürger auf der anderen Seite stellt sich erfahrungsgemäß immer erst allmählich ein Passungsverhältnis ein.

Vor dem Umbruch passten Struktur und Mentalität zusammen: Wenn der „gelernte DDR-Bürger“ auf einem sozialistisch geführten Amte etwas erreichen wollte, dann forderte er nicht sein Recht ein – weil dieses formal oder faktisch nicht bestand –, sondern schilderte seine persönlichen Umstände, die Größe des Missstandes, die Dramatik der Lage und hob andererseits die Bedeutung seiner Arbeit und seines betrieblichen Engagements für die DDR hervor. Diese Art der informellen und personalisierten Kommunikation war innerhalb der DDR-Strukturen erfolgversprechend, die Menschen in der DDR wendeten sie gewissermaßen automatisch, ohne viel darüber nachzudenken, an. Doch das neue System der Administration funktionierte ganz anders. Mit den einst Erfolg versprechenden Kommunikationsroutinen kam man nicht mehr weiter. Nun ging es darum, ob ein berechtigter Anspruch bestand. Persönliche Umstände waren darüber hinaus, soweit sie nicht den Anspruch selbst begründeten, ohne Bedeutung. Eine informell, durch eine persönliche Ansprache erreichte Ausnahme von der Regel, eine fallspezifische

Lösung war nun nur noch illegal. Diese fehlende Passung provozierte Missverständnisse, Konflikte und wechselseitige Stereotypisierungen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen. Auf beiden Seiten, sowohl bei den westlichen Aufbauhelfern in den Behörden und Verwaltungen, wie auch beim ostdeutschen Personal und den ostdeutschen Bürgern herrschte zum Teil großer Unmut über die jeweils anderen. Viele Ostdeutsche empfanden das im Osten eingeführte westdeutsche System und die Personen, die es repräsentierten, als „kalt, herzlos und formal“. Viele westdeutschen Aufbauhelfer in den Behörden empfanden wiederum die Vorstellungen des einheimischen Verwaltungspersonales oft als inkompetent, informell und von „unprofessionellem Mitleid“ bestimmt.¹⁹

Das „richtige“ Verhalten führt zu unerfreulichen Ergebnissen

Ostdeutsche meinen, ihr Handeln sei richtig	Westdeutsche meinen, ihr Handeln sei richtig
Vorteil: Sicherheit, Selbstgewissheit	Vorteil: Sicherheit, Selbstgewissheit
Nennen sich selbst: gut, richtig	Nennen sich selbst: gut, richtig
Nennen die Westdeutschen: Seltsam, unverständlich, doof.	Nennen die Ostdeutschen: Seltsam, unverständlich, doof.

Schema der Kulturschock-Theorie nach Wolf Wagner²⁰

Diese Spannungen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen zeigten sich auch auf der Ebene alltäglicher Kommunikation, die mit dem Modell des „Kulturschocks“ beschrieben worden sind. Dieses Kulturschock-Modell besagt unter anderem, dass die Angehörigen der beiden Gruppen sich so verhalten, wie es bislang in der Eigengruppe immer als normal, angemessen und erfolgversprechend galt. Dieses „richtige Verhalten“ funktioniert aber nicht mehr, wenn Angehörige von Gruppen zusammenarbeiten, bei denen

jeweils unterschiedliche Regeln gelten. Dann misslingt die Kommunikation zwischen den Angehörigen der Gruppen oft. Da sich aber alle Beteiligten so verhalten haben, wie es bislang immer erfolgversprechend oder „richtig“ war, suchen sie die Ursache für das Misslingen der Kommunikation bei den Anderen.

Ein Beispiel hierfür ist die unterschiedliche Bedeutung des Händeschüttelns: Während es im ostdeutschen Kulturraum üblich war, sich beim ersten Treffen am Tage sowie bei der Verabschiedung die Hand zu geben, tut man das in der westdeutschen Kultur seltener. Arbeiteten nun Ostdeutsche und Westdeutsche zusammen, so kam es in der alltäglichen – gewissermaßen interkulturellen – Kommunikation des Öffentlichen zu Frustrationen. So meinten die Ostdeutschen, dass ihnen die Westdeutschen den Händedruck „verweigern“ würden, dass jene arrogant, distanziert und unhöflich seien. Die Westdeutschen hingegen erlebten die Ostdeutschen, welche ständig „nach ihren Händen griffen“ als undistanziert, altmodisch und piefig. Ähnlich symmetrische Missverständnisse

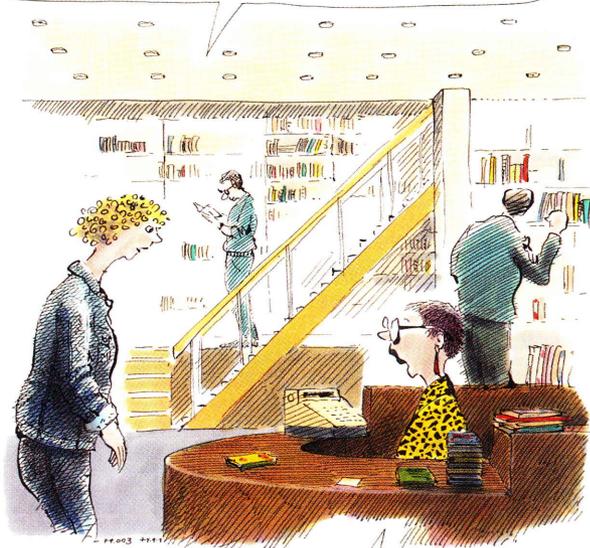
Das Beispiel Alltagsgespräche

Ostdeutsche	Westdeutsche
Reden lieber über Mängel und was schiefgegangen ist, was fehlt, was man bräuchte, auch wenn es sehr persönlich ist	Reden lieber optimistisch und witzig über Unpersönliches, leichte Themen und Nichtigkeiten
Vorteil: erzeugt Nähe und Solidarität, entschärft mögliche Konkurrenz	Vorteil: erzeugt positive Grundstimmung mit erhöhter Aufmerksamkeit fürs Positive
Nennen sich selbst: offen, leutselig, egalitär	Nennen sich selbst: fröhlich, witzig, geistreich, diskret
Nennen die Westdeutschen: oberflächlich, unpersönlich, angestrengt, maskenhaft, abweisend	Nennen die Ostdeutschen: larmoyant, unersättlich, aufdringlich

Das Beispiel Alltagsgespräche²¹

zeigten sich beim small talk. Hier neigten die Ostdeutschen dazu, über Mängel, Missstände – aber auch eigene Probleme zu reden. Die Westdeutschen thematisieren in solchen Situationen lieber leichte und nichtige Dinge. In der eigenen Kultur funktioniert das jeweils gut: Im Osten erzeugt man durch die ostdeutsche Art zu kommunizieren, Nähe, man kann Zugehörigkeit, Empathie oder gar Solidarität demonstrieren. Und die westdeutsche Art erzeugt im westdeutschen Kulturraum eine nicht minder entspannende positive Stimmung, in der sich die Personen wechselseitig als ebenso geistreich wie diskret inszenieren können. Erst wenn Ostdeutsche und Westdeutsche aufeinandertrafen und sich beide so verhielten, wie es bislang „richtig“ war, kam es zu Unstimmigkeiten.

Haben Sie ein Buch über die Verständigungsprobleme zwischen Ost-Frauen und West-Frauen? Gerade ich als Ossi leide oft darunter, daß...



Das heißt nicht Ossi, sondern Ossa.

Karikatur von Freimut Woessner aus dem Jahr 1991. <https://f-woessner.de/>

Eine Stimmung entsteht

„Alles Marode!“ – Die ostdeutsche Vergangenheit wird zu Schrott

Zu den prägenden Bildern der frühen 1990er-Jahre gehörten riesige hydraulische Betonscheren, die sich wie vorzeitliche Riesenechsen durch die ehemaligen Industriebetriebe fraßen. Mit diesen Abbrucharbeiten beseitigten die nun in Auffanggesellschaften oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen beschäftigten ostdeutschen Arbeiter auch ein wichtiges Stück ihrer Vergangenheit und einen Knotenpunkt einstiger Sozialbeziehungen. Diese allgegenwärtigen Abbrucharbeiten wurden zu einer Metapher für den Status der Ostdeutschen. Denn in diesen Jahren wurde bereits nach Erklärungen gesucht, warum die Treuhandanstalt bei der Privatisierung der DDR-Betriebe bei den Verkaufserlösen immer mehr unter den Erwartungen blieb. Damals kam die Rede auf, dass in der DDR „alles marode“ gewesen sei. In dieser „Schrotthypothese“, wie sie die Wirtschaftswissenschaftler Gerlinde und Hans-Werner Sinn nennen, verschmelzen die Erklärungsbedürfnisse der Politik und der Käufer des Volkseigentums.²² Die Politik wollte von den desaströsen wirtschaftlichen Folgen der übergangslosen D-Mark-Einführung ablenken und davon, dass die Treuhand tendenziell eher die Interessen weniger Kapitalbesitzer bediente – und das auf Kosten der Allgemeinheit, des gesamtdeutschen Steuerzahlers. Die Erwerber der Betriebe und Grundstücke wiederum hatten aus einsichtigen Gründen ein Interesse daran, diese als marode und kontaminiert zu bezeichnen.

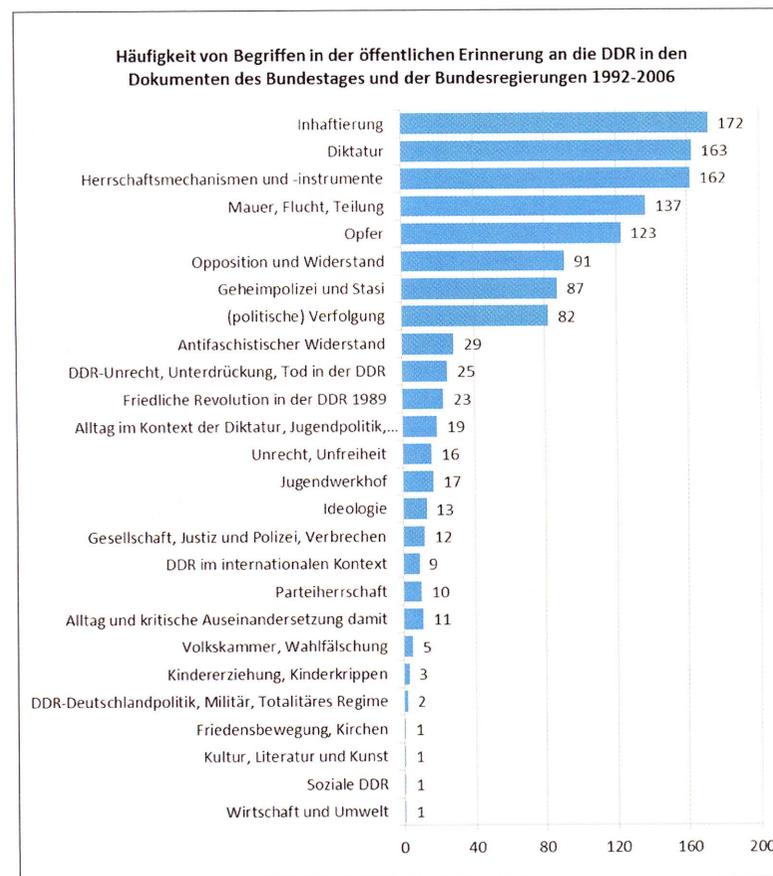
Was man in politischen oder geschäftlichen Auseinandersetzungen auf Augenhöhe noch als Sprachspiele, als strategische Kommunikation, nehmen konnte, war für die verunsicherte ostdeutsche Minderheit schwerwiegender: Nach diesen Deutungen haben sie jahrelang in Schrott-Betrieben nur Schrott hergestellt und gehörten nun selbst gewissermaßen zum Alten Eisen. Dieser Bezug zur persönlichen Ebene

Zu diesem distanzierten Blick auf die ostdeutsche Bevölkerung und ihre Vergangenheit trug auch bei, dass nur wenige Menschen, die in der DDR sozialisiert wurden, in die obersten Führungsgruppen des vereinigten Deutschlands aufgenommen worden waren. (Detailliert: Diagramm 2 und Diagramm 3) Die Soziologie spricht hier von „westdeutscher Überschichtung“ oder einem „Repräsentationsdefizit“, die ostdeutsche Bevölkerung sprach von „Fremdherrschaft“, „Kolonisierung“ Ostdeutschlands oder „Herrschaft der Westdeutschen“.

Der geschichtspolitische Diskurs zur DDR und ihrer Bevölkerung wurde ganz wesentlich durch die Kommissionen des Bundestages und die der Bundesregierungen geprägt. Die Soziologin Pamela Heß hat unter anderem die einschlägigen Dokumente einer computergestützten statistischen Analyse unterzogen.²⁴ Ihre Untersuchung aus dem Jahr 2014 spannte den Bogen von der Ersten Enquetekommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ (1992-1994) über andere Kommissionen bis hin zu den Dokumenten der *Gedenkstättenkommission des Bundes zum Alltag in der DDR* (2007). Die Autorin wollte wissen, wie oft welche Begriffe vorkamen und mit welchen anderen Begriffen sie in Zusammenhang gebracht wurden.

Wenn es einen Sound im Kanon der öffentlichen DDR-Erinnerung gibt, dann zeigt das unten stehende Diagramm, wie der Equalizer hierfür in den ersten 15 Jahren justiert war. Die Verweise auf die Tatsache, dass die DDR eine Diktatur war, auf ihre Unterdrückungsinstrumente und Opfer dominierte die öffentliche Erinnerung an das Leben der Ostdeutschen in der DDR völlig. Mit einem gewissen Abstand folgten auf den Rängen 6-8 die Kategorien „Opposition und Widerstand“, „Geheimpolizei beziehungsweise Stasi“ und „Verfolgung, auch politische Verfolgung“. Dann kam eine große Stufe. Der Rang 9 – „Antifaschistischer Widerstand“ – hatte nur noch 29 Nennungen. Alle anderen Kategorien dieses Mittelfeldes – abgesehen von „friedliche Revolution“ – zeigten das Leben der DDR-Bürger ausschließlich als das von Unterdrückten im

„falschen Leben“. Zumindest ambivalente Bewertungen zur DDR fanden sich erst auf Platz 19 („Alltag beziehungsweise kritische Auseinandersetzung mit Alltag“) und Platz 21 („Kindererziehung in der DDR, Kinderkrippe“) mit 3 Nennungen oder auf dem letzten, dem Platz mit „soziale DDR“, die eine Nennung erfährt.



Häufigkeit von Begriffen in der öffentlichen Erinnerung an die DDR in den Dokumenten des Bundestages und der Bundesregierungen 1992-2006. Eigene Darstellung, Datenbasis.³⁴

Neue Eigentumsverhältnisse

Die Ostdeutschen hatten mit der Herbstrevolution die SED-Diktatur gestürzt und damit ihre politische Freiheit gewonnen. Mit dem Beitritt zur Bundesrepublik erhielten sie die gleichen politischen Freiheiten und staatsbürgerlichen Rechte wie die Bürger in den alten Bundesländern. Dabei erlebten die Ostdeutschen jedoch, dass in einer durch Demokratie und Marktwirtschaft gerahmten Gesellschaft die weitergehenden Freiheiten des Einzelnen auf Eigentum und Zugriff auf Kapital beruhen. Anders als in der zentral gelenkten sozialistischen Planwirtschaft sollten in den neuen Bundesländern nun freie Bürger mit Eigentum und Kapital ihre Umwelt gestalten – ganz so, wie in den alten Bundesländern. Denn was im Westen in den Kommunen, in der Region oder im Bundesland geschieht, wird stark von lokalen wirtschaftlichen Akteuren bestimmt, die mit der Region verbunden sind. Diese Chance tat sich nach der Privatisierung des ostdeutschen Volksvermögens jedoch gar nicht richtig auf. Betriebe in ostdeutschem Besitz sind überwiegend klein- und mittelständisch geprägt. Nur gut die Hälfte von ihnen haben überhaupt mehr als 20 Beschäftigte. Im produzierenden Gewerbe sind die Betriebe westdeutscher Investoren durchschnittlich vier Mal größer als die ostdeutscher Eigner. Und vom Stammkapital der in Ostdeutschland produzierenden Betriebe befand sich im Jahr 1996 über die Hälfte in den Händen westdeutscher und ausländischer Kapitalbesitzer.²⁵ Ursache für die Disproportionen bei der Verfügungsgewalt auf Betriebsvermögen in Ostdeutschland ist die magere Kapitalausstattung, auf die Ostdeutschen nach Einführung der D-Mark zurückgreifen konnten. Da ihre Sparguthaben über einen Sockelbetrag von 4.000 Mark hinaus nur im Verhältnis von 2:1 auf D-Mark umgestellt wurden (bei Kindern bis 14 Jahre betrug der Sockel 2.000, bei Bürgern ab dem 60. Lebensjahr 6.000 Mark)²⁶ erlitten die Ostdeutschen in der Summe einen Umtauschverlust von 62 Milliarden DM.²⁷ Diese 62 Milliarden, so kann man spekulieren, hätten Ostdeutschen

beim Bieterwettbewerb um die ostdeutschen Betriebe mehr Chancen eingeräumt. Mit dem tatsächlichen Verlauf der Dinge setzte sich aber, wie es der Soziologe Sieghard Neckel auf den Punkt brachte²⁸, über die Wende hinweg die Erfahrung politischer Abhängigkeit fort: Die wichtigen Entscheidungen über ihre Region werden in weit entfernten Zentralen getroffen. Auch wenn die ostdeutsche Bevölkerung die Analysen über den Verbleib der volkseigenen Betriebe und die Eignerstruktur nicht detailliert zur Kenntnis genommen hat, war doch die Tendenz, die diese Wirtschaftsstatistiken offenbarten, auch ohne Weiteres erfahrbar.

Das traf auch auf die Eigentumsdifferenzen zwischen ostdeutschen und westdeutschen Privathaushalten zu. Im Verlaufe der deutschen Einheit, beim Kennenlernen und Kontakteknüpfen, wurden die Ostdeutschen mit den Formen und Dimensionen bekannt, die das Vermögen westdeutscher Privathaushalte ausmacht. Man erfuhr, was große westdeutsche Arbeitgeber für die Beendigung eines zwanzigjährigen Arbeitsverhältnisses als Abfindung zahlten, hörte von der Auszahlung von Bausparverträgen und Kapital-Lebensversicherungen, dem Verkauf von Aktienpaketen oder Grundstücken und spürte, welche Sicherheit der Besitz von hypotheckenfreien Häusern oder Stadtwohnungen bescherte. (Detailliert: Diagramm 4)

Eine neue Medienlandschaft

Bis zur friedlichen Revolution hatte das bundesdeutsche Radio und Fernsehen für die Ostdeutschen eine wesentliche Rolle gespielt. Die West-Medien bildeten eine Gegenöffentlichkeit zu den zensurierten Medien der DDR – und beförderten dann auch im Herbst 1989 das Ende der SED-Diktatur. Mit dem Sturz Erich Honeckers am 18. Oktober 1989 wurde in der DDR die Zensur der Medien abgeschafft. Über die Wahl von neuen Chefredakteuren und leitenden Redakteuren setzte mit der Demokratisierung der Redaktionen auch ein Generationswechsel ein. Die Resonanzkurve der DDR-Medien schnellte nach oben.²⁹

Ab Anfang 1990 suchten die ehemaligen SED-Bezirkszeitungen und ihre Verlage Kooperations- und Fusionsmöglichkeiten mit westdeutschen Verlagen. Im Mai 1990 hatten sie und elf weitere DDR-Zeitungen hierfür schon einen Partner. Das Interesse an den lukrativen DDR-Verlagen und ihren Immobilien war auf westlicher Seite außerordentlich hoch. Im Schnitt erhielt jeder DDR-Zeitungsverlag fünf Offer-ten, einige das Dreifache. Für die Treuhandanstalt war die Privatisierung der DDR-Zeitungen das erfolgreichste Kapitel ihrer Geschichte – für die Presselandschaft war das Ergebnis hingegen weniger positiv. Denn den ostdeutschen Zeitungs-markt hatte sich nun ein Kartell von wenigen finanzstarken westdeutschen Medienkonzernen unter sich aufgeteilt. Eine mittelständische Verlegerstruktur wie in den Altländern konnte sich in den neuen Bundesländern nicht etablieren.³⁰

Der Umbau der ostdeutschen Medienlandschaft brachte es auch mit sich, dass nun vornehmlich Journalisten aus den alten Bundesländern die Berichterstattung über den Osten, die Ostdeutschen und ihre Vergangenheit in der DDR leiteten. Die Redaktionen der überregionalen Medien konnten den kleinen ‚Ostmarkt‘ ohne wesentliche personelle Veränderungen bedienen. Auch die Besitzer der Zeitungsverlage und das Führungspersonal der in Ostdeutschland tätigen Zeitungen waren Westdeutsche. Das traf auch auf die neu gebildeten ostdeutschen Sendestationen zu. Bei seiner Gründung stammten sieben der acht Direktoren des MDR und der Intendant des Senders aus dem Westen. Lediglich der Betriebsdirektor kam aus dem Osten.³¹ Dieses West-Ost-Ge-fälle war bis 1992 installiert und reproduziert sich seit dem. So kamen noch im Jahr 2004 von den Chefredakteu-ren, Verlagsleitern und Geschäftsführern der ostdeutschen Regionalzeitungen 17 aus dem Osten und 39 aus dem Wes-ten. Noch ausgeprägter war das Missverhältnis bei den Intendanten, Fernseh- Hörfunk- und Chefredakteuren des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in den neuen Bundeslän-dern: Hier kamen 2 aus dem Osten und 10 aus dem Westen.³²

Allerdings wäre es falsch zu behaupten, dass im damali-gen Medien-Diskurs vornehmlich westdeutsche Autorinnen und Autoren über die Ostdeutschen schrieben und sprachen. Natürlich waren auch ostdeutsche Intellektuelle und Protagonisten in den Medien präsent. Doch wer aus der Gruppe der Ostdeutschen für die Ostdeutschen in den Medien zu sprechen hatte, wurde von den westdeutschen Entscheidungsträgern bestimmt. Sie öffneten ihre Medien für die Minderheit derjenigen, die Widerstand gegen das Regime geleistet hatten, die zu Opfern der SED-Diktatur wurden oder die sich aus anderen Gründen in Distanz zur Mehrheit der Ostdeutschen befanden. Die Sichtweisen die-ser ostdeutschen Protagonisten waren den westdeutschen Entscheidungsträgern viel näher und plausibler als Perspek-tiven, die das Arrangement, eigensinniges Mittun oder das berühmte „wahre Leben im falschen“ thematisieren wollten. Stattdessen wurde ein auf die Diktatur und Unterdrückung bezogener Erinnerungsmodus gepflegt. Dieser beförderte zwar die Beschreibung des Scheiterns der DDR und die Auf-arbeitung der SED-Diktatur – aber eben nicht das Verständnis der Ostdeutschen und auch nicht die Selbstverständigung der Ostdeutschen mit Hilfe der klassischen Medien.

Das Bild der Ostdeutschen in den Medien

Nach dem Umbruch der Medienlandschaft fand sich die ostdeutsche Bevölkerungsmehrheit also unter einem gänz-lich neuen Diskurshimmel wieder. Sie lebten in einer Welt, in welcher sie und ihre Vergangenheit mit einem distan-zierten Fremdblick beschrieben wurden. Die Ostdeutschen erschienen dabei als nicht so modern und stilsicher, nicht so souverän, flexibel und initiativreich wie die Westdeutschen. Stattdessen wurden sie als bieder, initiativlos, illiberal und staatsfixiert, als der Demokratie fernstehend, durch die Dik-tatur psychisch beschädigt, als zu wenig welterfahren und tendenziell fremdenfeindlich dargestellt. Zu diesen kultu-rellen Zuschreibungen der Medien kamen noch als negativ

empfundenen Bewertungen des Verhaltens der ostdeutschen Bevölkerung unter dem SED-Regime. Dass sie ihr Leben lang hilflose und beschädigte Opfer einer Diktatur gewesen wären, mochten die Ostdeutschen ebenso wenig annehmen, wie die Diagnose, dass sie durch ihr angepasstes Leben Mittäter eines verbrecherischen Regimes gewesen seien.



Karikatur von Manfred Bofinger 1990

Dieser Konflikt um die Vergangenheit in der DDR besteht allerdings nicht nur zwischen West- und Ostdeutschen. Denn es gibt auch innerhalb Ostdeutschlands unterschiedliche Erinnerungsgemeinschaften. (Siehe Info-Kasten)

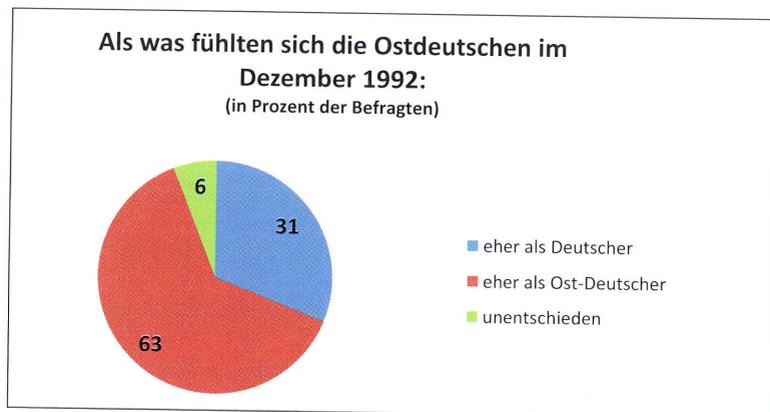
Zwei wichtige ostdeutsche Erinnerungsgemeinschaften

Der Historiker Martin Sabrow unterscheidet zwei wichtige ostdeutsche Erinnerungsgemeinschaften. So spricht er unter anderen von einem staatlich und medial protegierten „Diktaturgedächtnis“ und einem „Arrangementgedächtnis“. Im Erinnerungsmodus des Diktaturgedächtnisses „wird dem fundamentalen Unterschied zwischen politischer Freiheit und politischer Unterwerfung ein entschieden höherer Wert für die Würde des Menschen beigemessen als den sozialen und wirtschaftlichen Gratifikationen, die die DDR unter dem Eindruck der bundesdeutschen Wirtschaftslage und ihrer hohen Arbeitslosigkeit rückblickend als eine Fürsorgediktatur der sozialen Sicherheit erscheinen lassen. [...] Das Diktaturgedächtnis ist auf den Täter-Opfer-Gegensatz fokussiert. Es räumt Verbrechen, Verrat und Versagen unter der SED-Herrschaft hohen Stellenwert ein und sieht in der Erinnerung an Leid, Opfer und Widerstand die wichtigste Aufgabe einer Vergangenheitsbewältigung, die im Dienst der Gegenwart Lehren aus der Geschichte ziehen ermöglichen und so vor historischer Wiederholung schützen soll.“ Das „Arrangementgedächtnis“ wirkt im Unterschied zum „Diktaturgedächtnis“ viel „stärker in der gesellschaftlichen Tiefe und pocht hier mit stillem Trotz und dort mit lauter Vehemenz auf sein Eigenrecht. [...] Das Arrangementgedächtnis verknüpft Machtsphäre und Lebenswelt. Es erzählt von alltäglicher Selbstbehauptung unter widrigen Umständen, aber auch von eingeforderter und williger Mitmachbereitschaft und vom Stolz auf das in der DDR Erreichte [... es] fühlt sich vom Blauhemd der FDJ nicht allein an die Zurichtung der Parteimacht erinnert, sondern auch an die glückliche Zeit der eigenen Jugend, und vom Einkaufsbeutel nicht nur an den deprimierenden Mangel an Waren, sondern auch an den einstigen Wert der Dinge.“³³

In ihrer persönlichen DDR-Erfahrung finden die Ostdeutschen, deren Erinnerungen dem „Diktaturgedächtnis“ zuzuordnen sind, ebenso viele Ankerpunkte, wie jene, die

dem „Arrangementgedächtnis“ zuzurechnen sind. In der öffentlichen DDR-Erinnerung jedoch, also in den Diskursen der Politik, Medien und der Bildung, wurde in den 1990er-Jahren fast nur der Erinnerungsmodus des „Diktaturgedächtnisses“ gestützt und gespiegelt, kaum aber die Sichtweisen, die dem „Arrangementgedächtnis“ entsprechen. Während der DDR-Aufarbeitungs-Diskurs in frühen 1990er-Jahren noch dem Informationsbedürfnis der Ostdeutschen entsprach, ging er bald in eine volkspädagogisch angelegte, geschichtspolitische Schleife über, die das ostdeutsche Publikum nicht mehr erreichte und wenn, eher Überdross erzeugte. Denn die Ausmaße und Formen, in denen sich die Ostdeutschen von Unrecht und Mangel in der DDR betroffen sahen, unterschieden sich doch stark von dem Bild, das die Medien entwarfen.

Der Umbruch in der Arbeitswelt, die Ergebnisse bei der Privatisierung des Volkseigentums und die Darstellung der Ostdeutschen in den Medien veränderten die Selbstwahrnehmung der Ostdeutschen. Während sich in den letzten Monaten der DDR noch zwei Drittel der Ostdeutschen „eher als Deutsche“ fühlten, identifizierten sich Ende 1992 nun spiegelverkehrt zwei Drittel der neuen Bundesbürger „eher als Ost-Deutsche“.



Als was fühlten sich die Ostdeutschen im Dezember 1992, (Eigene Darstellung, Datenquelle: Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie³⁴ Vgl. Diagramm S. 12.

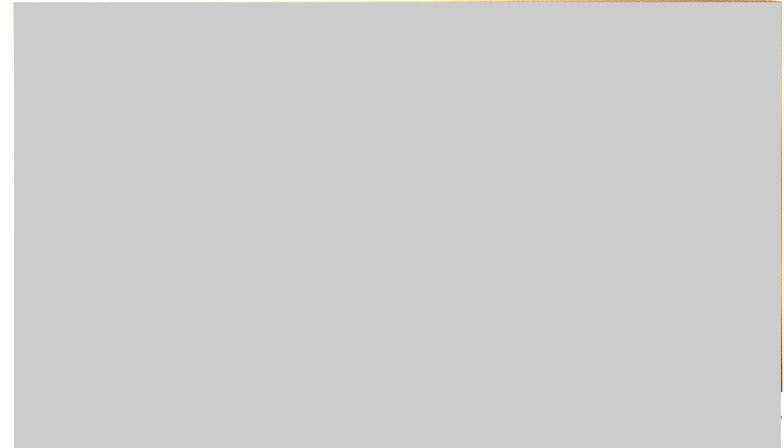
So kam es, dass in den ersten Jahren nach dem Sturz der SED-Diktatur und dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik der Satz „Es war nicht alles schlecht!“ zu einer stehenden Redewendung der DDR-Aufarbeitung aus ostdeutscher Durchschnittsperspektive wurde. Er verweist einerseits auf die als selbstgerecht empfundene DDR-Darstellung durch die Medien. Der Satz „Es war nicht alles schlecht!“ ist aber wohl nicht nur ein Symptom der Abwehr äußerer Drucks, sondern auch der inneren Nöte, unter denen sich die Mehrheit der Ostdeutschen in dieser Zeit sah. Dass kaum jemand versuchte, von einer „guten alten Zeit“ zu sprechen, dass die Masse der Bevölkerung sich nicht als Diktatur-Opfer und Widerstandskämpfer bezeichnete und stattdessen für sich in Anspruch nehmen wollte, dass „nicht alles“ schlecht – also verbrecherisch, mangelhaft und vergeblich – gewesen sei, illustriert Einsicht in die eigene Verwicklung. Denn mit dem Zusammenbruch der SED-Diktatur wurde das ganze Ausmaß der Überwachung und Repression sichtbar. Wut und Empörung kamen noch hinzu, als bekannt wurde, wie weit die Privilegienwirtschaft oder der Plan, die DDR zu einem global agierenden Waffenexporteur zu machen, schon gediehen war. Natürlich standen die Überraschung und die Empörung auch in Zusammenhang mit einem einst gutgläubigen oder auch nur apolitischen Verhältnis zur DDR. Ostdeutsche, die bereits nach Wegen der Demokratisierung des Landes gesucht hatten oder das Schicksal von Repressions-Opfern kannten, waren weniger überrascht.

So oder so: In den frühen 1990er-Jahren hatte sich das Bedürfnis der ostdeutschen Bevölkerung, sich über die Gewinne und Verluste des Beitritts zur Bundesrepublik zu verständigen, immer weiter aufgestaut. Sie hatten einen Umbruch hinter sich, der anlässlich der Maueröffnung mit dem Ausruf „Wahnsinn!“ begann, der sich mit der Freude über den Sturz der SED-Diktatur, die Währungsunion und den Beitritt zur Bundesrepublik fortsetzte, der den schlagartigen Einzug der westlichen und das ebenso schlagartige

Verschwinden der DDR-Produkte beinhaltetete, die wütend machende Inventur der Verbrechen der SED-Diktatur, schließlich den mit Hoffnungen oder Ängsten erlebten Umbau der ostdeutschen Arbeitswelt und des Wohnungsmarktes und der letztendlich in einer medialen Stereotypisierung der Ostdeutschen endete. Nach einer Phase der gewissermaßen ‚atemlosen‘ Aktion war nun eine Phase des ‚Durchatmens‘, der Reflexion gekommen. Die Ostdeutschen waren – viele in der Mitte ihres Lebens stehend – zu einer Lebensbilanz gezwungen. Diesem Bedürfnis nach differenzierter Bilanzierung und angemessener Verortung in der Gegenwart kamen die dominierenden Medien mit ihrem Bild vom Leben in der DDR und den Erfolgen bei der Transformation Ostdeutschlands nicht entgegen. Eine Kommunikationslücke tat sich auf.

Wer würde diese Lücke ausfüllen?

Ostalgie als Reaktion



Das Produktmarketing nimmt eine Stimmung auf:

„Ja, genauso will es das Ossi-Herz!“

Die besondere Situation der ostdeutschen Bevölkerung – vor allem die Belastungen der Umbruchphase und die einseitige Art, wie ihre Vergangenheit in der Öffentlichkeit thematisiert wurde – inspirierte vor allem auch die Professionellen in der Werbebranche. In ihrer Zielgruppenansprache ging man auf jene Selbstdeutungen und Erfahrungen der Ostdeutschen ein, die in der Öffentlichkeit ausgeblendet wurden. In einer Werbekampagne für ein Cola-Getränk der Berliner Spreequell Mineralbrunnen GmbH, das mit dem aus der DDR übernommenen Markennamen *Club-Cola* um die Käufergunst warb, hieß es „Hurra, ich lebe noch!“³⁵

Die Cola, so schreibt der Historiker Rainer Gries in „Produkte und Medien“³⁶, der ersten Kulturgeschichte der Produktkommunikation in beiden deutschen Gesellschaften, „machte hier ein existenzielles Angebot. Sie kannte die Geschichte ihrer Klienten, die Berliner Cola solidarisierte sich; auch sie musste durchmachen und miterleben, was die Bürgerinnen und Bürger der DDR nach der Wende erfahren hatten: Abwertung und Abwicklung, Deklassierung und

Hurra, ich lebe noch!

Von einigen belächelt, ist sie doch nicht tot zu kriegen: Club Cola – die Cola aus Berlin. Natürlich frisch. Weniger süß. Aber mit viel Geschmack. Gibt es jetzt auch light. Freuen Sie sich mit.

Club Cola. Unsere Cola.

Mit natürlichem Mineralwasser
in der Mehrwegflasche



Archiv Rainer Gries

Deindustrialisierung. Aber auch soziale Aufspaltung und Entsolidarisierung. In dieser extremen gesellschaftlichen Umbruchsituation unternahm es die Produktkommunikation, den denkbar elementarsten Satz einer kollektiven Selbstvergewisserung zu formulieren. Dieser Überlebenssatz hieß: Noch leben wir. – Trotzig beharrte die ehemalige DDR-Cola auf ihrem Existenzrecht – und damit zugleich auf ihrem Konkurrenz- und Wettbewerbsrecht. Mehr noch: Wie Hunderttausende ehemalige DDR-Bürger hatte sie das nötige Quantum Hoffnung und Optimismus über die ersten Jahre der Wende retten können, allen Anfeindungen zum Trotz: Von einigen belächelt, ist sie nicht totzukriegen.“ Der Anzeigentext schreibt der Ost-Cola darüber hinaus noch weitere „ostdeutsche“ Eigenschaften zu: „Club-Cola – die Cola aus Berlin. Natürlich frisch. Weniger süß. Aber mit viel Geschmack...“ Hier nimmt das Inserat die Stereotypisierungen auf, die Ostdeutsche bezüglich der Westdeutschen entwickelt haben: Parfümiert seien die anderen Deutschen, unecht, gekünstelt, falsch – eben das Gegenteil von „Natürlich frisch. Weniger süß.“

Die Marketingfachleute schickten die *Club-Cola* mit einem Werbefilm in den Kampf um die Gunst der ostdeutschen Käufer. Der zeigte auf einem roten Fond Schwarz-Weiß-Film-aufnahmen aus DDR-Wochenschauen: Den Aktivist Adolf Hennecke, den Stapellauf eines Schiffs, die Stahlarbeiter beim Abstich. Das waren die in der DDR immer wieder propagierten und ins ostdeutsche Kollektivgedächtnis eingegangenen Ikonen, die in der Öffentlichkeit der 1990er-Jahre nur noch eine graue und verbrecherische Vergangenheit symbolisierten. In der propagandistischen Inszenierung der DDR zeigten diese Bilder die „Helden des Neuanfangs“. Dieses Selbstbild von den Helden des Neuanfangs legte die *Club-Cola* nun den neuen Bundesbürgern nahe.

Im Handel Ostdeutschlands waren seit 1991 auch allmählich wieder Produkte im Angebot, die in Ostdeutschland produziert wurden. Eine sich als erfolgreich erweisende Vermarktungsstrategie war die der „bekennenden Ostmarken“. Die einstigen DDR-Marken wurden in ihrer Verpackung, bei Bedarf auch in Rezeptur und Qualität, modernisiert. Der Markenname, seine Symbole wie auch die Geschmacksrichtung blieben die alten. Die Produkte sollten als „unsere Produkte von früher“ wiedererkannt werden und wurden dementsprechend beworben. Denn seit 1991 hatte sich bei den Ostdeutschen hinsichtlich der heiß ersehnten Westprodukte eine gewisse Ernüchterung eingestellt. Die überzogenen Erwartungen scheiterten zwangsläufig an der Realität. Zudem war die Phase des neugierigen Ausprobierens beendet. Eine Studie über die Marktpräsenz einheimischer Frischwaren im Sortiment des Lebensmittelhandels im Jahr 1993 stellte fest, dass in jedem zweiten Geschäft Sachsens der Anteil sächsischer Frischwaren um die vierzig Prozent lag. Schon Ende 1992 hatten die „bekennenden Ostmarken“ beispielsweise bei den Drogerie-Artikeln aufgeholt: Auf die Frage, welche Marken in ostdeutschen Haushalten „hauptsächlich“ verwendet würden, erfuhr man, dass das Spülmittel *Fit* mit 41 Prozent der Nennungen vor *Pril* und *Palmoliv* rangierte, die

im Osten bei jeweils 26 Prozent lagen. Die 1968 in der DDR eingeführte Waschmittelmarke *Spee* vereinte 62 Prozent der Nennungen auf sich, das ebenfalls aus dem Hause Henkel stammende Persil oder dessen Konkurrenz *Ariel* lagen knapp unter 20 Prozent.



Bevorzugung von Ostmarken beim Spülen ...und beim Waschen

Besinnung auf „Ostprodukte“: Auf die Frage, welche Marken im Haushalt „hauptsächlich verwendet würden gaben ostdeutsche Befragte Ende 1992 an... (Angaben in Prozent)

Produkte der Ost-Marke *Florena* konnten sich ebenso behaupten wie *Nordhäuser Doppelkorn* oder *Rotkäppchen-Sekt*. Bei langlebigen Konsumgütern dominierten hingegen die Westmarken den Ostmarkt, und völlig ruiniert schien Anfang der 1990er Jahre das Vertrauen in Schokolade und Kaffee aus ostdeutscher Produktion.

Die Produktwerbung versuchte sowohl die positiven Erinnerungen an die DDR wie auch die aktuellen Verlustgefühle und Anerkennungsprobleme ihrer ostdeutschen Zielgruppe anzusprechen. Die *Karo*, filterlos und relativ stark, galt schon in der DDR als die Zigarette der echten Kerle und der originellen Geister, der Intellektuellen, Künstlern und Aussteiger. Dieses Image wurde nun in das vereinigte Deutschland hinein verlängert. Im Jahr 1991 versprach ein Werbe-Slogan für die *Karo*, dass man mit *Karo*-Rauchen einen „Anschlag auf den Einheitsgeschmack“ verüben könnte.

So hatte sich also die Kommunikation über die Waren aus dem Westen und dem Osten gewendet: Die einst so ersehnte

und als raffiniert und variantenreich bewunderte Produktvielfalt des Westens wurde nun als „Einheitsgeschmack“ abgetan, während einem Abkömmling der einst als eintönig und minderwertig kritisierten Produktlandschaft der DDR etwas Besonderes zugeschrieben wurde.

Die Anerkennungsprobleme vieler Ostdeutschen, aber auch ihre Ernüchterung, nachdem die West-Produkte nun zum Alltag gehörten, nahm auch die Werbung für einen Fernsehapparat des einstigen Monopolisten für DDR-Unterhaltungselektronik – *RFT* – auf. In Verkehung mancher (Vor-)Urteile hieß es: „Aus dem Osten, daher gut“. Die Worte „Ost“ und „gut“ waren dabei besonders groß und fett gesetzt, als wolle man so direkt auf das gekränkte ostdeutsche Unterbewusstsein zielen. Auch hier wurde übrigens, wie im Werbefilm der *Club-Cola*, die Botschaft auf einem roten Fond platziert.



Archiv Thomas Ahbe

Die Werbung für die Zigarette *Club* bezog sich in ihrer Kundenansprache hingegen ganz ungebrochen auf ein positives Bild von der Vergangenheit. Vor einem romantischen Bild der Basteibrücke in der Sächsischen Schweiz, einem Bild, das im Bilder-Kanon zum Thema „unsere schöne Heimat DDR“ ganz oben rangiert hatte, rief sie den Ostdeutschen zu: „Gutes neu erleben!“ In die gleiche Kerbe hieben die Werber, die die Zigarette *Juwel* bewarben. Sie reagierten damit im Übrigen auch auf die schrille *Test-The-West*-Kampagne von *WEST*, in dem sie den *Juwel*-Raucher in biederem Tone mitteilen lie-

ßen: „Ich rauche Juwel, weil ich den Westen schon getestet habe. Juwel eine für uns.“ Die Zigarette *Cabinet* stellte sich als „unverfälscht und unparfümiert“³⁷ dar. Hier nahm man – wie schon bei der *Club-Cola* – antiwestliche Stereotype aus Ostdeutschland auf und setzte sich gegen den angeblich unechten, blenderischen und parfümierten Westen ab.

Die Produktwerbung des Jahres 1993 schloss damit an die Gespräche an, die an ostdeutschen Kantinen- und Wohnzimmertischen geführt wurden und in denen man zu dem Ergebnis kam: „Es war nicht alles schlecht!“

Es zeigte sich noch eine andere interessante Wende. Zu DDR-Zeiten galten viele Erzeugnisse einheimischer Produktion als schlechte Kopien, Surrogate der westdeutschen Originale. Die weiß-blaue *Florena* galt halt nur als die Ost-*Nivea*. „Richtiger“ Kaffee kam aus dem Westen, ebenso wie die „richtige“ Schokolade oder Zigaretten. Nun wird die Sache ins Gegenteil verkehrt: Die Ostprodukte sind die echten, unverfälschten. Die Zigaretten sind nicht parfümiert, die Brötchen nicht „aufgeblasen“, das Bier kräftig-herb und die Wurst ist nicht „light“, sondern „knackig“.

Dass es bei der Bevorzugung der Ostprodukte um mehr als nur Gewohnheiten oder den vertrauten Geschmack ging, illustriert das Beispiel *Rondo*. *Rondo* war eine DDR-Kaffee-Marke im mittleren Preissegment. Im Jahr 1997 glaubten die Magdeburger Kaffeeröster, selbst mit einer Marke des diskreditierten DDR-Kaffees einen Neustart wagen zu können. Als die Marke *Rondo* auf dem Markt wiedereingeführt wurde, ließ das *Rondo*-Marketing keinen Zweifel an den Wurzeln ihres neuen Produktes aufkommen: Sie statteten es mit der Blau-Silber-Verpackung *Rondo* aus und positionierten es wiederum in der mittleren Preislage. Vom Erfolg der Wiedereinführung war man bei der Magdeburger *Röstfein Kaffee GmbH* selbst überrascht. Für das erste Jahr wurde mit 100 bis 200 Tonnen Absatz gerechnet. Am Jahresende war der Absatz auf 5000 Tonnen und die Belegschaft von 40 auf 96 Beschäftigte angewachsen. 1998 war *Rondo* drittstärkste

Einzelmarke im ostdeutschen Kaffeemarkt und setzte 6500 Tonnen ab. Dabei ist zu bedenken, dass zu DDR-Zeiten etwa ein Drittel des konsumierten Kaffees aus dem *Intershop* und aus den West-Paketen stammte. Kein einheimischer Kaffee kam gegen das Image der „West-Kaffees“ an. Doch nun, anlässlich der Markteinführung des *Rondo* sieben Jahre nach der Währungsunion, erhielt Röstfein begeisterte Zuschriften: „Ich bin in Freudentränen ausgebrochen, der gute alte *Rondo*“ heißt es dort, oder: „Ja, genauso will es das Ossi-Herz!“ Der Ost-Kaffee war plötzlich zu einer Herzensangelegenheit geworden. Mit dem eigentlichen Gebrauchswert von Kaffee – seinem Geschmack, seiner Haltbarkeit und seiner Bekömmlichkeit – hat das nichts zu tun. Die Rede vom „guten alten *Rondo*“ ist überraschend, denn der alte *Rondo* war oft nicht gut. Als sich im Jahr 1977 und 1978 der Geschmack von *Rondo* durch den Einsatz minderwertiger Bohnen deutlich verschlechtert hatte, gingen allein im vierten Quartal des Jahres 1977 14.000 Reklamationen zum neuen Geschmack des *Rondo* ein. Im Jahr 1991 meinten 90 Prozent der in einer Ifo-Umfrage interviewten Ostdeutschen, dass der West-Kaffee besser schmecke, 75 Prozent gingen von einer längeren Haltbarkeit der Westprodukte aus. Auf die Frage, ob sie Kaffee aus ostdeutscher Produktion kaufen würden, antworteten dann auch folgerichtig rund 70 Prozent mit „nie“.³⁸ Doch nach dem einige Jahre ins Land gegangen war, hatte sich die Sicht auf den *Rondo* verändert. Es gibt also gute Gründe, die Rede vom „guten alten *Rondo*“ als eine Konstruktion anzusehen. Sie ist eine Antwort auf die bis dahin in der Öffentlichkeit vorgenommene Abwertung des in der DDR geführten Lebens. Zumindest konnte man sich als Verbraucher komplikationslos zu seiner DDR-Vergangenheit bekennen.

In der zweiten Hälfte der 1990er konnte selbst eine so schlecht beleumundete Produkt-Gruppe, wie die DDR-Schokoladen-Marken fröhliche Urstände feiern. Im Jahr 1995 kam die *Knusperflocke* wieder auf den Markt und wandte sich – wie die *Club-Cola* und andere Marken – mit einer Wie-



Archiv Thomas Ahbe

Werbematerial der Firma Zetti, 1995.

der-da-Rhetorik an das Publikum. 1998 folgte die *Bambina*, im Jahr darauf die *Schlager-Süßtafel*. Die aus der DDR-Zeit stammenden Marken werden nun in einem 1999 in Zeitz neu errichteten Werk produziert. Allein mit der *Knusperflocke* und der *Bambina* ist im Jahr 1999 ein Umsatz von 31 Millionen DM erzielt worden.³⁹

Offensichtlich scheint aber nicht nur der Verweis auf die DDR-Wurzeln der Produkte, sondern auch die Bezugnahme auf das sozialistische Geschichtsbild und dessen Symbole zu einem Marketinginstrument geworden zu sein. Im Jahr 1999 warb eine Rostocker Brauerei für eine neue Biersorte. Sie hieß „Roter Oktober“. Das Flaschenetikett war ganz in Rot gehalten. Im oberen Teil prangte eine Art sozialistisches Wappen: Aus einem roten Band erwuchs ein kreisförmiger Ährenkranz. In dem derart umschlossenen Kreis strahlte ein goldener reliefartig ausgearbeiteter Sowjetstern. Alle Worte auf dem Etikett und den Werbematerialien (T-Shirts, Fahnen, Plakate) waren in Großbuchstaben geschrieben wobei das „R“ spiegelverkehrt abgebildet und zum kyrillischen „Я“ wur-

de, um auch auf diese Weise den Bezug herzustellen zum Land der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“, dem Land, aus dem der „Befreier, Freund, Genosse“ kam, dem Land, das in der offiziellen der DDR als die „Führungsmacht des Weltsozialismus und aller gegen Ausbeutung und Unterdrückung kämpfenden Völker der Erde“ und als Anlass für andere langatmige und durstig machende Parolen galt. Auf dem Werbeplakat wurde in Anspielung auf die SED-Genossen gefragt: „Heute schon Genossen?“ und ansonsten ein РЕВОЛЮЦИОНАРЕЯ БИЕРГЕНУСС“ versprochen.

Auch das Gaststätten- und Hotel-Gewerbe versuchte in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre, seine Kundschaft mit dem Verweis auf die gemeinsame ostdeutsche Vergangenheit anzulocken. Im Herbst 1997 verkündete ein Leipziger Wirt



Archiv Thomas Ahbe

Werbeplakat zur Biersorte „Roter Oktober“.

mit einem Schild vor seiner Kneipe: „4.10 – 12.10. – Woche der Ostalgie – Speisen und Getränke wie zu Erichs Zeiten, alles zu kleinen Preisen, fast wie damals!!“. Die „Woche der Ostalgie“ lag etwa in dem Zeitraum, in dem auch immer die offizielle Festwoche der DDR um den Nationalfeiertag, dem 7. Oktober, positioniert wurde und in der sich seinerzeit Veranstaltungen und kulturelle Höhepunkte konzentrierten.



Foto: Thomas Ahbe

„Woche der Ostalgie: Speisen und Getränke wie zu Erichs Zeiten, alles zu kleinen Preisen, fast wie damals!!“, Leipzig Oktober 1997.

Am 7. Oktober 1999, zum „50. Jahrestag der DDR“, eröffnete in Zittau auf dem Gelände der ehemaligen Offiziershochschule „Ernst Thälmann“ ein Hotel, das sich „Haus des Ostens“ nannte. Hier muss der Gast neben Geldumtausch allerlei Einreiseformalitäten wie sie in der DDR „für Bürger mit ständigem Wohnsitz in der BRD“ üblich waren, über sich ergehen lassen⁴⁰. Der einstige DDR-Dissident Lutz Rathenow hatte das inzwischen in „Hotel Sittavia“ (Sittavia ist eine alte Namensform von Zittau) umbenannte Etablissement besucht. Er notierte: „Der Chef führt den Besucher stolz herum und erklärt. Auf dem Flur stehen Erinnerungsschränke,

vom Ost-Verbandskasten bis zu den Waschmittelverpackungen. Natürlich fehlt ein Honecker-Bild mit Trauerflor nicht. Obenauf eine Krone aus Stacheldraht, die soll symbolisch die kritische Reflexion ersetzen. Die Zimmer wirken immer noch unterschiedlich – irgendwo zwischen interessant und lächerlich. So entsteht dann der museale Bildungseffekt, wenn das „Putzi“-Zimmer mit dem über die Lastkraftwagen („VEB Robur“) verglichen wird. Dederon Beutel, Püree und Möhren, neben Mitgliedsausweisen und Propaganda der Pionierorganisation. [...] Hinter Glas finden sich Dokumente, Fotos und Gegenstände aus der DDR-Zeit. [...] Das Telefon funktioniert. Der Fernseher zeigt per Kabel so viel Westfernsehen wie überall. Und früher nie in Zittau.“⁴¹

Ostalgie als Laien-Diskurs: „Es war nicht alles schlecht“

Die Erfindung der Ostalgie-Partys

Mit dem Umbruch in der DDR warf der aus Nordhausen stammende Ralf Heckel seine Stelle als Instandhaltungsmechaniker hin und erfüllte sich seinen Traum, professionell als DJ zu arbeiten. 1991 gründete er eine Veranstaltungsagentur und tourte als Manager des Musikers *MC Dirty Dan* bis zu dessen Tod im September 1993 um die Welt. Ende 1993 kehrte Heckel in seine Heimatstadt Nordhausen zurück. Anfang 1994 arbeitete er an einem Konzept für ein Radio-Programm, da in Thüringen eine Rundfunklizenz ausgeschrieben wurde. Einmal schlug ihm ein Diskothekenbetreiber vor, die Promotionveranstaltung für das Radio-Projekt wie die Partys auf dem FDJ-Pfingsttreffen auszurichten – aber „so mit einem Augenzwinkern. Damals waren die Begriffe Ossi-Party oder Ostalgie-Party noch nicht geboren“, erinnert sich Heckel. Als Heckel und sein eilig engagiertes Ensemble 1994 eine solche Party auf die Beine stellte, fuhren auch zufällig zwei Journalisten vorbei. Heckel lud sie ein, die Journalisten fotografierten und später brachte der *Stern* zwei Fotoseiten: „Da stand nur: Schwallungen, Diskothek Oase, am Soundsovielten, kein

weiterer Kommentar, die Bilder sollten für sich sprechen.“ Doch daraufhin begannen TV-Journalisten zu recherchieren und auf Wiederholung dieser Party zu drängen. Die zweite Veranstaltung in Schwallungen war nun nicht mehr auf das Radio-Projekt ausgerichtet – Heckel hatte die Lizenz letztlich nicht bekommen – sondern noch stärker auf die DDR-Erinnerung. „Es war unheimlich viel Fernsehen da. Ich glaube, drei oder vier Teams. Ich dachte schon: „Mein Gott, das wird jetzt keine Veranstaltung für’s Volk, sondern für die Medien. So etwas mag ich eigentlich nicht, es wirkt kühl und steril.“ Die Veranstaltung bekam jedoch schnell ihre eigene Dynamik, das Publikum lachte über die Show, tanzte bei den Ost-Hits, jubelte und sang mit. „Die Kameraleute guckten erschrocken: Was ist denn hier los? Die etwas älteren Besucher, die an den Tischen saßen mit einem Bierglas in der Hand, schluchzten vor sich hin. Ich war auch ganz ergriffen. Und das jubelnde Partyvolk in der Mitte war in Ekstase. Da dachte ich: Mein Gott, hier steckt mehr dahinter. Das ist nicht nur Klamauk.“⁴²

Daraufhin hob Heckel im Jahr 1995 die Ossi-Partys aus der Taufe. Erfolg hätten die von ihm gemanagten Partys, so erklärte er damals, weil sie die Menschen wieder mit ihren Erinnerungen in Kontakt bringen würden: „Viele glauben gar nicht, dass sie sich an so vieles noch erinnern können, weil das gesamte Umfeld sich gewandelt hat. Ich versetzte sie einfach mit dieser Veranstaltung in eine Zeitmaschine, baue das Umfeld von damals wieder und sofort sind alle Erinnerungen so lebhaft, wie sie diese Veranstaltungen eigentlich tragen.“⁴³ Das sprach Heckel Anfang 1998 in die Kamera, als am Steuer saß, einen Konvoi mit Ausrüstung, Künstlern und Prominenten-Doublen für eine Ostalgie-Party im Harzer Almsfeld anführte, und dabei von einem Reporterteam begleitet wurde. Im Jahre 2010 war er erneut Gegenstand einer Filmdokumentation. Nun freilich als der berühmte und geschäftlich erfolgreiche Erfinder der inzwischen zur Marke gewordenen Ostalgie-Partys. Sein Schlüsselerlebnis von 1994, als er Kraft der ostalgischen Stimmung entdeckte, erzählt Ralf

Heckel jetzt mit einem etwas anderen Unterton: Nun haben die Ostalgie-Partys auch eine strategische Funktion in den Anerkennungskämpfen der Ostdeutschen, ein Akzent, für den in der Film-Dokumentation von 1998 noch kein Platz war. (siehe Ralf Heckel 2010)

Ralf Heckel 2010: Wie es zur Idee der Ostalgie-Partys kam und was er mit ihnen bewirken wollte

Der Begriff Ossi war in der Zeit 1993, 1994, 1995 ein Schimpfwort [...]. Und da habe ich mir gesagt: Okay, diesen Begriff nimmst du dir jetzt vor und den wandelst du, in einen gut..., genugtuenden Begriff, der vielleicht ein bisschen Stolz in sich hat.“

Zu seinen ersten Ostalgie-Partys sagt Heckel : „Ich wusste selbst gar nicht wohin geht das. [...] Dann legte der Diskotheken-Betreiber immer einen Osttitel nach dem nächsten so immer..., er mischte immer mehr darunter. Aber das Publikum tanzte danach und jubelte danach. Das war für mich eine völlig neue Erfahrung. Ein Titel nach dem anderen (Heckel singt im Interview einen Karat-Titel an: Uns hilft kein Gott diese Welt zu erhalten) Da kam die Gänsehaut, ja, die Haare – jetzt auch wieder – stehen ab, mit einem Mal flossen die Tränen und das war..., dem Publikum ging es nicht anders, und da dachte ich, mein Gott hier ist mehr dahinter, das ist nicht nur der Klamauk, hier stimmt ne ganze Menge nicht. Und ohne eine Ankündigung nahm ich dann das Mikrofon und sang dann eine Strophe: „Ich trage eine Fahne...“ – das war alles. Und der ganze Saal brüllte weiter „...und diese Fahne ist rot“. Ich wollte eigentlich nur einmal dieses eine Lied ansingen – nun wollten die mehr. Texte, die mit einem Mal da waren, ich wusste gar nicht, dass ich das überhaupt noch weiß. Und dem Publikum ging es nicht anders. Blaue Wimpel im Sommerwind. Oder Unsere Heimat. (Heckel singt: Uns're Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer) – und das passte wieder genau auf diese Situation: Sie war weg die Heimat. Und mit einem Mal kam sie wieder, sie war in Form eines Liedes da. Und es sind nicht nur die Städte und Dörfer, die neuen Fassaden, die gehören nicht zur Heimat, sondern das Drinnen, das Ich. Und das Wir.

[...] Es ging mir darum ein Tabu zu brechen. Und dieses mit allen möglichen Mitteln, die da sind. Das Tabu, von seiner Geschichte zu erzählen. Und das Tabu zu sagen »Ich bin ostdeutsch.« – Ohne rot zu werden.“

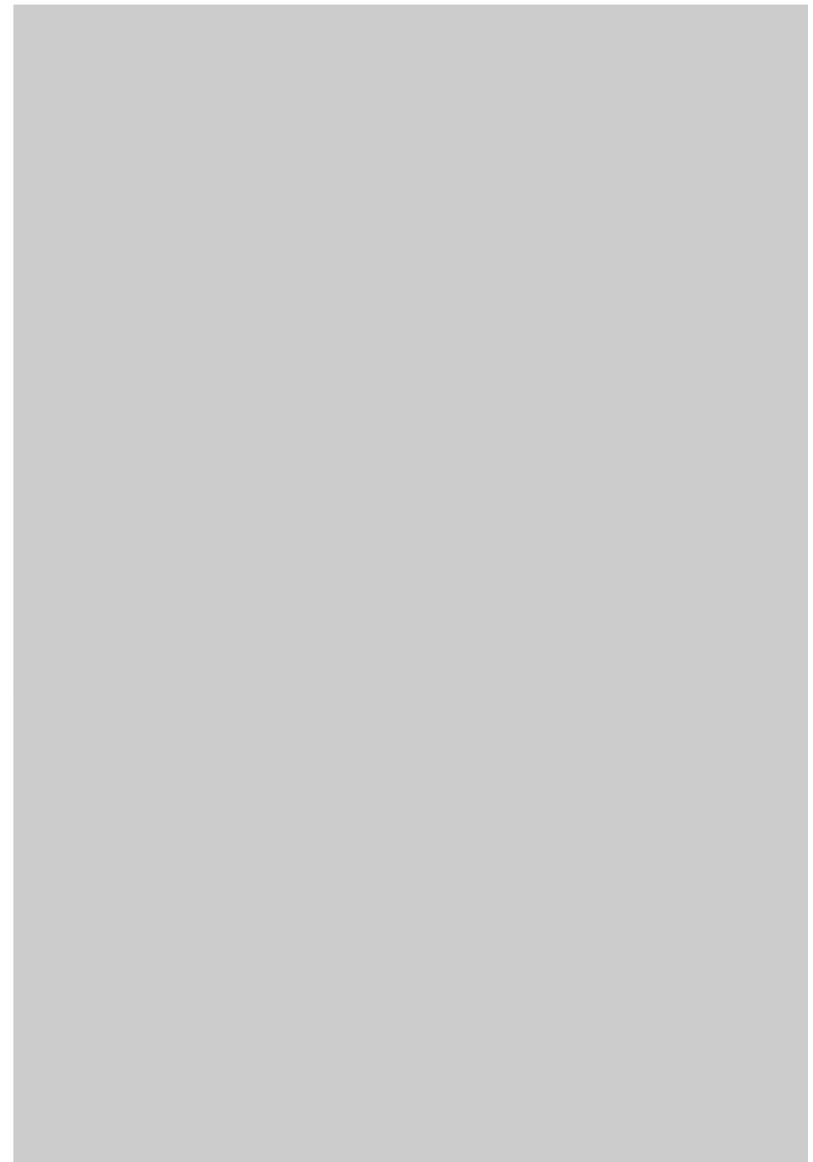
Quelle: Film-Reportage von Jan Peter, *Damals nach der DDR. Teil 4, Sommer 1993 - 1995 Einheitsfrust und Einheitslust*, den die ARD am 5. Oktober 2010 sendete (wörtliches Zitat)

Die am 8. Mai 1998 in der ARD ausgestrahlte Film-Dokumentation „Ost-Rausch. DDR für eine Nacht“ war die erste ausführliche Auseinandersetzung mit den Ostalgie-Partys. Die halbstündige Dokumentation hatte der *Mitteldeutsche Rundfunk* in Auftrag gegeben. Als sie produziert wurde, tourte Heckel nun schon vier Jahre „mit seiner Ostalgie-Karawane“, wie es die Filmemacher bezeichnen, durch Ostdeutschland. Dabei hatte Heckel auf etwa 60 Ostalgie-Partys, wie er sie seit 1997 nennt, an die 60.000 Besucherinnen und Besucher unterhalten⁴⁴, 1999, als er einen „Schlussstrich“ zog, waren es über 100 Veranstaltungen mit etwa 150.000 Gästen, die Heckel unterhalten hatte.⁴⁵

Aber welcher Art war diese Unterhaltung? Und welche geschichtspolitischen Beimischungen hatte sie?

Welche Erlebnisse produzieren die Ostalgie-Partys?

Die in der Reportage dokumentierte Almsfelder Ostalgie-Party von 1998 zeigt, dass Ostalgie-Partys ein Format volkstümlicher Unterhaltungskultur sind. Bei den Hits singt und klatscht das Publikum mit, ein Spielmannszug zieht ein, die Gäste können sich an einem Quiz, einer Versteigerung oder einem Gesangswettbewerb beteiligen und es gibt viel Raum zum Tanzen und genügend Alkohol zum Trinken. Wie zum Karneval sind die Gäste kostümiert, der Büttendredner macht sich seiner Rolle entsprechend lächerlich und erzählt unentwegt Witzchen, die niemanden überfordern oder weh-



tun. Formal gesehen sind die Unterschiede zum Karneval gering. Bei Ostalgie-Partys ist die Bütt ein DDR-Rednerpult mit Staatsflagge, der Büttendredner nicht das lokale Original,

sondern Walter Ulbricht, die Kostüme der Gäste bestehen aus DDR-Uniformen und Kleidungsstücken und die Dekoration des Saales aus Fahnen, Transparenten, Wimpeln, Schildern und Devotionalien der untergegangenen Republik. Man kann Ostalgie-Partys auch mit einem anderen popkulturellen Format vergleichen, nämlich dem der Revival-Partys. Die Tanzmusik der Ostalgie-Partys stammt aus den 1970er/1980er-Jahren und insofern waren sie 70/80er-Revivals bei denen noch einmal die „Jungs“ mit den „Mädchen“ auf den Schultern im Kreise zu *Am Fenster* von City tanzten. Erinnerung ist manchmal bittersüß. Die Tränen der alten Frau, über die die Kamera schnell hinweg strich, die Umarmungen der jungen Leute zu „ihren Hits“ verweisen zunächst einmal nur auf dieses Faktum menschlicher Existenz. Ostalgie-Partys sind also auf jeden Fall nostalgische Veranstaltungen wie alle anderen Revivals auf dem popkulturellen Markt.

Welche Haltung zur DDR damit in Zusammenhang steht, ist eine andere Frage. Die Gäste und die Akteure der Ostalgie-Partys geben ganz unterschiedliche Auskünfte. So meinte ein junger Mann, Gast der Ostalgie-Party 1998 in Almsfeld: „Das ist ein Revival, mehr oder weniger, ja. Wir möchten das ja alle nicht noch mal erleben, wie das war, ja. Aber die Geschichte als Solches noch mal als Party zu machen, warum nicht, ist doch okay, die Leute nehmen das an, das ist doch nicht zum ersten Mal.“ Die *Easty Girls*, nur ein wenig jünger als er, streichen den Zusammenhang zwischen den Ostalgie-Partys und der Thematisierung der DDR deutlicher heraus. Die *Easty Girls* waren 1998 19 und 17 Jahre alt. Zur Zeit der Techno-Welle hatten sie Arbeiter- und Kampflieder aus dem DDR-Repertoire immer mal in Diskotheken aufgeführt und dabei einigen Erfolg gehabt. Das habe dann aber „umgegriffen auf Kulturhäuser, wo dann auch das Publikum so älter ist, so um die 40 ungefähr, die das auch so richtig miterlebt haben, und das hat dann doch schon mehr mit Erinnerung zu tun, nicht nur Party und Spaß...“ Jetzt gehörten die *Easty Girls* zum Ensemble von Heckels Ostalgie-Partys.

Wenn also Ostalgie-Partys „nicht nur Party und Spaß“ sind, sondern auch eine Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit – welche Art der Auseinandersetzung legt dann „das Setting“ dieser Partys – um auf psychotherapeutische Begrifflichkeit zurückzugreifen – nahe? Ist es ein nostalgischer Bezug auf die DDR, eine Erholungspause vom Diktatur-Diskurs? Die Äußerung einer jungen Frau, Gast der Ostalgie-Party in Almsfeld, legt das nahe: „Manche trauen sich gar nicht das zu sagen, was sie eigentlich denken, weil sie immer denken, oh Gott, oh Gott, wer weiß, was derjenige jetzt über mich denkt, leider Gottes sind die Menschen nun mal so, und hier aber fühlen sie sich in einer gewissen Geborgenheit und scheuen sich auch nicht, ein FDJ-Hemd zu tragen...“ Doch eine andere Besucherin sagt – nicht in direktem Bezug zur zuvor zitierten Stimme. „Die Nostalgie oder Ostalgie hier... Ich bin froh, dass es halt nicht mehr so ist. Ich bin damals nicht gern im FDJ-Hemd rumgelaufen und würde es auch heute auch nicht wieder anziehen.“

Für reine Nostalgie scheinen die Ostalgie-Partys dann doch zu viel Ironie, Gelächter und auch nachgetragene Häme bezüglich der hier im Witz-Format reinkarnierten DDR zu liefern. Das schwante auch den Filmemachern, die aus dem Off kommentieren: „Echten Ostalgikern müsste das doch ein Gräuel sein.“ Das Ulbricht-Double erklärte im Interview dann auch seinen Erfolg beim Publikum so: „Die ziehen sich echt dran hoch, wie er noch mal veralbert wird.“ Die innerfamiliären Kontroversen um die Ostalgie-Partys machen im Interview die *Easty-Girls* sichtbar. Eine sagt: „Mein Vater sieht das genauso, dass das irgendwo ein Durch-den-Kakao-Geziehe ist. Aber ich sehe das eigentlich nicht so, weil ich meine, die ganzen Leute, die hier herkommen und sich das ankucken, die wollen doch eigentlich nur noch mal die Stimmung, das Feeling noch mal erleben. Also ich denke nicht, dass das was mit Verarschung oder so zu tun hat.“ Die andere fährt fort: „Also ich würde es genauso sehen, dass es auf keinen Fall eine Verarschung ist..., weil nach der Wende,

und jetzt die Jahre nach der Wende wurde einfach gesagt, dass alles in der DDR schlecht war, jetzt also seit drei Jahren – mit der Ostalgie-Party wird auch ein Stück von der DDR wieder zurückgerufen, einfach in die Erinnerung noch mit rein.“⁴⁶

Diese Äußerungen zeigen die Uneindeutigkeit der Ostalgie-Partys, die viel zum Erfolg dieser Veranstaltungsreihe beigetragen hat.

Solche Partys waren sicherlich nicht für jene Minderheit interessant, die die DDR reformieren oder überwinden wollte. Und schon gar nicht für jene, die in der DDR Opfer der Repressionen wurden. Doch die Mehrheit der Bevölkerung hatte sich – wie überall auf der Welt, so auch in der DDR – mit den Verhältnissen arrangiert. Für diese Mehrheit gehörten weder entschiedenes politisches Engagement noch Repressionen zu den DDR-Erfahrungen, die in den 1990er-Jahren zu bearbeiten waren, und diese Bevölkerungsgruppe stellt hauptsächlich die Teilnehmer von Ostalgie-Partys.

Es gibt aber auch Ostalgie-Partys, auf denen explizit vergangenheitspolitische Aussagen getroffen werden. Eine entsprechende Szene zeigt eine Filmreportage von Jan Peter aus dem Jahr 2010.⁴⁷ Hier stehen ein junger Mann und fünf junge Frauen auf der Bühne, angetan mit Uniformteilen und mit Pionierkleidung und halten vor sich Text-Tafeln auf denen zu lesen ist: „Wir sind OSSIS und sind stolz darauf / Erinnerungen sind Erinnerungen / Geschichte ist Geschichte / dies nimmt uns NIEMAND / weil WIR GESCHICHTE gemacht haben / um eine ZUKUNFT zu wollen“.

Ostalgie im öffentlichen Raum

In der ersten Hälfte der 1990er Jahre begann man auch die DDR-Fußgängerampeln auszutauschen. Sie wurden durch Anlagen mit den im Westen üblichen Symbolen ersetzt. Dagegen gab es immer wieder Proteste. Schon im Sommer 1992 hatte der Leiter des Referats technische Steuerung von Berlin mitgeteilt. „Wir können nicht auf das Ampelmännchen Rücksicht nehmen, Einheit heißt auch, einheitliche Ampeln

zu bauen.“⁴⁸ Das war, als die ostdeutsche Einheitseuphorie schon abgeklungen war. Hinzu kam, dass das Ost-Ampelmännchen verkehrspsychologisch gesehen zweifelloso das bessere Design bot. Und anders als bei den Ost-Produkten des täglichen Bedarfs, die mit der Währungsunion samt ihren Produzenten zunächst einmal verschwunden waren und einen aufwendigen Neustart vor sich hatten, taten die Ost-Ampelmännchen bis dahin ja noch ihren Dienst. Die anhaltende Umtauschaktion wirkte aus ostdeutscher Sicht wie Prinzipienreiterei und eine weitere Zurücksetzung ostdeutscher Traditionsbestände. Aus diesem Grunde gründete sich im August 1996 in Berlin ein siebenköpfiges *Komitee Rettet die Ampelmännchen*.⁴⁹ (siehe Info-Box) Die Initiative griff den seit Langem um sich greifenden Unmut über die allmähliche Demontage der ostdeutschen Ampelmännchen auf.

Das Komitee Rettet die Ampelmännchen beschreibt sich und seine Aktivitäten so:

Mit sieben Mitgliedern und immer neuen Unterstützern waren wir uns über die Vorgehensweise schnell einig: Keine Demonstrationen, keine Unterschriftenaktionen oder Ähnliches sollte es geben. In einer Undercover-Aktion wollten wir zwei Monate lang die beiden Ampelmännchen verteilen. Tausende von Plakaten und T-Shirts sowie andere kleine Artikel wurden ohne Hinweis auf ihre Herkunft in Berlin und Umgebung unter die Leute gebracht. Zeitungsannoncen wurden geschaltet, in denen nur die beiden mit der Knollnase zu sehen waren. In regelmäßigen Abständen veröffentlichte Schnacko seine Sammelbilder der Ampelmännchen. Der Hinweis auf eine elektronische Internet-Seite war anfangs die einzige Möglichkeit, mehr über die Idee Rettet die Ampelmännchen zu erfahren.

Es funktionierte: Viele Menschen kannten bereits nach kurzer Zeit das Komitee und fragten nach, wie sie die Aktion unterstützen könnten, wo es die Sachen zu kaufen gäbe.

Nach und nach wurde die Presse aktiv und fand ziemlich schnell die Zentrale des Komitees in der Schreinerstraße. Mit viel Neu-

gier im Gesicht und einigen politischen Fragen kamen fast alle Berliner Blätter. Wenig später erschienen die großen Fernsehsender, um Reportagen über die geschichtlichen Hintergründe der Ampelmännchen zu drehen. Der Vater der Ampelmännchen, Karl Peglau, und viele andere Quellen sprudelten und brachten die schönsten Erinnerungen zu Tage.

Zu diesem Zeitpunkt waren fast alle offiziellen Stellen und Behörden gewarnt, die anonyme Arbeit des Komitees war beendet. [...] Zum großen Vergnügen des Komitees und seiner Mitglieder und auch der Presse, die mit dieser Reaktion der Öffentlichkeit nicht gerechnet hatten. Jetzt waren die Ampelmännchen in aller Munde, und die ersten Zugeständnisse wurden öffentlich.

Wolfgang Neumann

Komitee Rettet die Ampelmännchen

In: Heckhausen, Markus (Hrsg.): Das Buch vom Ampelmännchen. Berlin: Eulenspiegel-Verlag, 1997, S. 58-61, hier 58-60.



Sammelbilder des Komitees Rettet die Ampelmännchen 1996 © Schnacko

Tatsächlich trug diese Aktion zum Umschwung bei. Die Ost-Ampelmännchen blieben an den Ost-Ampeln. Seit 2005 ist es auch in den alten Bundesländern möglich, das dort als „Ost-Ampelmännchen“ bezeichnete Symbol zu montieren. Die Stadt Kassel hat beschlossen, bis zum Jahr 2022 alle Fußgänger-Ampeln so auszurüsten.⁵⁰

Zur Bewahrung des Ost-Ampelmännchens trugen aber auch der Schwabe Markus Heckhausen und seine Frau Barbara Ponn, beide Industriedesigner, bei. Sie machten den

Ampelmann zum Marken-Kern ihres Designunternehmens und ebneten ihm letztlich den Weg in die Welt. (Vgl. ausführlich Kapitel Das Geschäft mit der Erinnerung)

Ostalgie begann zu dieser Zeit also allmählich den öffentlichen Raum in Ostdeutschland zu erreichen und war über diesen Umweg dann auch in der Medienberichterstattung präsent. Ein Jahr nach der Gründung des Komitees Rettet die Ampelmännchen, im Jahr 1997, war der 50. Geburtstag des Pkw Trabant. Er wurde an seinem ehemaligen Produktionsstandort in Zwickau mit einer dreitägigen Veranstaltung mit Vorträgen und Filmvorführungen, Ausstellungen, einer Tauschbörse, Versteigerungen und einer Revue begangen. Die Einleitung des LVZ-Berichts verrät, dass solche Ereignisse offensichtlich seit geraumer Zeit auch immer wieder dazu benutzt werden, um jenseits der Regeln des Diktatur-Diskurses an die DDR zu erinnern. So beginnt der Artikel der Leipziger Volkszeitung mit: „Mehr als ein Hauch der (N)ostalgie war am Wochenende auf dem Gelände des ehemaligen Sachsenring-Werkes Zwickau zu spüren. NVA-Uniformen, historische VEB-Radios und anderes typisches DDR-Haushaltsinventar durften nicht fehlen.“⁵¹

Ein Jahr später sprach eine Leipziger Mall ihre Kunden in einer großen Anzeige des regionalen Zeitungsmonopolisten an: „Keine interessanten Aktionen? Da kann Ihnen leicht der Einkaufsspaß vergehen“. Die Autoren des Inserats hatten natürlich auch gleich einen Vorschlag, wie die Kundschaft des Jahres 1998 ihren Einkaufsspaß steigern könnte: Durch die Ausstellung „Waren des täglichen Bedarfs – Produkte aus vier Jahrzehnten.“ Die Anzeige präsentierte Ausstellungsstücke und Abbildungen aus der DDR-Produktwelt.⁵² Auch die Formulierung „Waren des täglichen Bedarfs“ war in der DDR eine feststehende Redewendung, es gab auch Handelseinrichtungen, die schlicht *wtb* hießen.

Die aufwändig gestaltete Show umfasste zehn Themenschwerpunkte, so unter anderem Fahrzeuge, wie zum Beispiel den *311er Wartburg Cabrio*, Baujahr 1957, Radios



Foto: Klaus Dieter Gloger

Ostalgie-Ausstellung im Februar 1998 – Blick in die Ausstellung „Waren des täglichen Bedarfs“ in einer Leipziger Mall.

und Fernsehgeräte, Möbel, Lebensmittel oder Haushaltsgeräte – über die Waschmaschine *WM 66*, Mixer, Kaffeemühle bis hin zu Eierbechern, Frühstücksbrettchen und Butterdosen. Die Exposition basierte auf Leihgaben des „Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR“ in Eisenhüttenstadt und Leihgaben aus der Leipziger Bevölkerung.⁵³

Während die Alltagsoberfläche der DDR punktuell wieder aufzutauchen begann – nun als Reminiszenz, die man gerne wieder aufscheinen lässt – war das mit der einst demontierten symbolischen Oberfläche der DDR nicht so. Beschlüsse wie der des Stadtrates von Wernigerode, der dazu führte, dass die im Dezember 1989 vom Sockel gestürzte Karl-Marx-Büste im April am alten Platz wieder aufgestellt wurde, blieben eine Ausnahme.⁵⁴

Insbesondere der *Trabant* entwickelte sich zu einem beliebten Ostalgie-Artefakt. Zum 6. *Internationalen Trabitreffen (ITT)* im Jahr 1999 trafen sich 14.000 Trabi-Fans mit 6.000 Trabis für drei Tage auf dem Zwickauer Flugplatz. Tagsüber



dpa Picture-Alliance GmbH 2874191

Konvoi am 6. Internationalen Trabitreffen (ITT) im Jahr 1999 in Zwickau.

gesellten sich noch einmal genau so viel Schaulustige hinzu. Schließlich fuhren dann 12 Brautpaare in Trabi-Cabriolets in einem Konvoi von 1.000 Trabis zum Zwickauer Standesamt, um sich das Ja-Wort zu geben. Die Leipziger Volkszeitung illustrierte ihren Bericht mit einem Trabant, der gleich mit drei DDR-Fahnen dekoriert worden war.⁵⁵

Die Ostalgie-Shows im Fernsehen Der bunte Sommer der Ostalgie

Im Sommer des Jahres 2003 bekam die Rückkehr von Symbolen der DDR-Vergangenheit eine neue Dimension. Nahezu simultan bemächtigte sich das Fernsehen mit seinen DDR-Shows der Erinnerung an den durchschnittlichen DDR-Alltag. Das ZDF startete mit der „Ostalgie-Show“ am Samstag, den 17. August 2003. Am 22. August begann der MDR mit der wöchentlichen Ausstrahlung seines freitäglichen „Ein Kessel DDR“ (sechs Folgen). Am Tag darauf folgte der Sender SAT-1, der jeweils samstags am 23. und 30. August „Meyer

und Schulz - die ultimative Ost-Show“ ausstrahlte. Am 3. September startete wöchentlich „Die DDR-Show“ auf RTL, sie lief mittwochs in vier Folgen. Die Vermarktung der Ostalgie-Welle endete dann am 6. und 13. Oktober auf Pro 7 mit zwei „DDR-Spezials“ in der Reihe „Kalkofes Mattscheibe“. Die erste Folge der MDR-Show erreichte im MDR-Sendegebiet einen Zuschaueranteil von 22,8 Prozent. Die Ostalgie-Show des ZDF hatte in Ostdeutschland eine Sehbeteiligung von 33,9 Prozent. Deutschlandweit lagen die Quoten geringer: Die ZDF-Show erreichte 18,4 Prozent und die SAT.1-Show erreichte bundesweit 14,6 Prozent.⁵⁶

Den Gegebenheiten des Mediums folgend wurde der DDR-Alltag für die Show-Bühne zugerichtet und zur Sensation gemacht. Die *Trabis* knatterten über die Bühne, die mit typischen DDR-Produkten dekoriert waren und auf der man Anekdoten um diese Produkte und den Mangel an ihnen zum Besten gab. Die Publikumsbeliebte der DDR – Sportler, Fernsehleute, Künstler – erzählten aus der DDR-Zeit und wie es ihnen nach dem Beitritt ergangen war. Es gab die in einer Show üblichen Ratespiele, hier bezogen sich die Fragen auf den Alltag in der DDR. Musikalisch umrahmt wurden die Shows von einstigen DDR-Pop-Musik-Stars und ihren Hits von damals.

Für das Fernsehen war diese Art der Beschäftigung mit der DDR neu. In den nach 1990 produzierten Fernsehsendungen wurden bis dahin fast nur die Verbrechen und Defizite der DDR rekonstruiert. Nun wurde die DDR auch unterhaltend dargestellt, beispielsweise die Leistungen der Sportler oder die Popkultur der DDR, die für einen Teil der Ostdeutschen heute noch immer Identifikationsobjekte darstellen. Hier gab es dann auch noch eine interessante Verschiebung der Präsentation von *Leistungen in der DDR* hin zu Leistungen von Personen *aus der DDR*: Bei der Unterhaltungs-Show des ZDF bezog man sich, dem Alter der Zielgruppe entsprechend, auf Weltspitzensportler, auf Schauspieler und Schlagersänger der DDR, die ihre große Zeit vor 1990 hatten. In der Show von

SAT-1 stellte eine andere Personengruppe die DDR dar. Hier standen Schauspieler, Entertainer und Medienleute auf der Bühne, die Erfolg und Prestige *nach* 1990 erringen konnten und ihre DDR-Herkunft ganz selbstverständlich als Ausgangspunkt einer noch anhaltenden Karriere thematisierten. Auf der individuellen Ebene wurden hier die Jahre der DDR als normale Voraussetzung und Vorgeschichte der erfolgreichen Gegenwart inszeniert.

Fernseh-Shows als Politikum

Die Qualität der DDR-Shows soll hier nicht diskutiert werden. Vielmehr ist interessant, dass die DDR-Shows auch noch im Jahr 2003 umgehend zu einem Politikum wurden. Die Anteilnahme und die Kontroversen bestätigen, dass hier etwas für das vereinigte Deutschland Außergewöhnliches stattgefunden hat. Ungeteilt war lediglich die Missbilligung der ästhetischen Qualität der Shows, vor allem durch die Zeitungen. Kontrovers hingegen wurde die Frage diskutiert, ob diese Fernsehsendungen über die DDR politisch korrekt seien. Ehemalige Bürgerrechtler und Politiker Ostdeutschlands erkannten in der Darstellung von Normalität und Arrangement oder gar Identifikation mit der DDR eine Revision des Diktatur-Befundes. Sie sahen in den DDR-Shows eine Verharmlosung der DDR-Verbrechen und die Verhöhnung ihrer Opfern und zogen Parallelen zwischen der DDR und dem „Dritten Reich“. So schrieb Markus Meckel: „Wer eine DDR-Show über das Alltagsleben zeigt, müsste auch eine Show über das Alltagsleben im Dritten Reich akzeptieren.“⁵⁷ Rainer Eppelmann positionierte sich so: „Nazi-Diktatur und DDR waren beide unmenschliche Diktaturen. Dass man überhaupt auf den Gedanken kommt, derartige Shows zu produzieren, ist unanständig und verstößt gegen alle politische Hygiene“.⁵⁸ Der Bürgerrechtler Günter Nooke schickte seinen Protesten voraus: „Natürlich sind wir auch mit dem Fahrrad durch den Spreewald gefahren und haben ein paar Flaschen Bier getrunken“ um dann festzustellen: So ein Alltagsleben

„gab es aber auch in der braunen Diktatur.“⁵⁹ Tobias Hollitzer beginnt so: „Weihnachten in der DDR war schön, meine erste Liebe wunderbar, ich hatte viel Spaß und war oft glücklich. Solche persönlichen Erfahrungen stellt niemand in Frage. Und dennoch war die DDR eine Diktatur.“ Seine abschließende Bewertung der Ostalgie-Shows lautet: „Sie verharmlosen die Gefahren, die der Demokratie durch totalitäre Ideologien droht und sind eine Verhöhnung der Opfer.“⁶⁰

Bei den westdeutschen Kritikern der Ostalgie-Shows sind Verweise auf „Totalitarismus“ oder die Repressionsqualität der DDR-Diktatur kaum anzutreffen. Sie sprechen stattdessen von einer „miesigen kleinen Diktatur“ deren „bunte Seiten“ nun „entdeckt und hervorgekramt werden.“⁶¹ – „Um Stasi, Mauertote und Reiseverbote geht es nur am Rande“⁶² bemerkten die Kommentare in westdeutschen Regionalzeitungen⁶³ oder bewerten die Shows als „Gratwanderung.“⁶⁴

In den Leserbriefspalten⁶⁵ der ostdeutschen Regionalzeitungen finden sich sowohl Zustimmung wie auch Ablehnung zu den DDR-Shows. Ein Leser aus einem thüringischen Dorf rief – in der Wortwahl den einstigen SED-gesteuerter Leserbriefkampagnen ähnelnd – sogar nach einem Verbot der Ostalgie-Shows: „Meine Frage an den Ministerpräsidenten: [...] warum kann ein solch provokantes Handeln der TV-Einrichtungen nicht verhindert werden?“ Viele Leserbriefschreiber verwahrten sich aber auch gegen die Kritiken der Politiker an den Shows. „Nichts gegen Nachdenken über die untergegangene DDR – aber das soll bitte schön jeder selber tun! Da braucht’s nicht ständig der Vorgaben von Politikern und Medien, wie man zu denken hat. Wir waren eigentlich froh, dass die Zeit der Denkvorgaben vorbei ist. [...] Wann nehmen Politiker und Medien zur Kenntnis, dass es in der DDR nicht nur Bürgerrechtler und Widerstandskämpfer gab? Jeder hat die DDR anders erfahren und gelebt. Die einen haben sich gewehrt und die überwiegende Masse ist mit gelaufen oder hat sich eingerichtet.“ Eine andere Art, die Skandalisierung der Shows abzuwehren, ist der Verweis auf

die aktuelle Arbeitslosigkeit, Kinder- und Altersarmut, und die Behandlung der Ostdeutschen „als Menschen II. Klasse.“ – „Es gibt Wichtigeres, über das man sich aufregen könnte“, so eine weitere Stimme.⁶⁶

Die redaktionellen Pressebeiträge beschäftigten sich vor allem mit der Machart der Shows. Sie tun das zumeist ziemlich harsch. Die Kritiken beziehen sich nicht nur darauf, wie mit den ostdeutschen Gästen umgegangen wurde. An die Shows wird auch die Erwartung herangetragen, über den normalen DDR-Alltag zu informieren. Nach der ZDF-Show fragt man verärgert: „War die DDR wirklich so elendig zusammengestümpert wie diese 90 Minuten?“⁶⁷ – Der Rezensent eines anderen Blattes wird „den Eindruck nicht los, die DDR war bloß ein schlechter Witz“⁶⁸. Ein anderes Resümee der DDR-Thematisierung lautet: „Nach der vereinfachenden Verdummung als freudlos-dumpfer Stasistaat folgt damit die verklemmt-spießige Abstempelung als saukomische Lachnummer... Trabi, FKK, Soljanka und sofort. Nur Folie, kein Innenleben.“⁶⁹

Bilanz eines Diskursereignisses

Die Debatte um die „Ostalgie-Shows“ vom Spätsommer des Jahres 2003 illustrierte erstens, dass die DDR-Vergangenheit durch die ostdeutsche Bevölkerung immer noch anders gewertet wurde als durch die politische Elite. Nahezu alle Beiträge von Angehörigen der politischen Klasse stellten das diktatorische Herrschaftssystem der DDR in den Vordergrund. Dem gegenüber bewertete ein großer Teil der Bevölkerung die DDR recht pragmatisch danach, welche Möglichkeiten und Grenzen sich auf der Alltagsebene boten. Diese Struktur von Chancen und Risiken wurde mit dem Alltag in der Transformationsgesellschaft oder der Bundesrepublik überhaupt in Bezug gesetzt. Dabei blieb der diktatorische Charakter des DDR-Systems unbestritten, schien aber aus dieser Perspektive für die Bilanzen vieler Bürger geringe Bedeutung zu haben. Zweitens haben die Ostalgie-Shows auch die Momente

unspektakulärer Normalität des DDR-Alltags vorgestellt. Gerade dadurch, dass es oft auch um Mode, Frisuren und Styling, um Pop-Musik und die erforderlichen Wiedergabegeräte ging, konnten westdeutsche Beobachter Parallelen zu ihrem Alltag ziehen. Die Ostdeutschen erschienen nun weniger als Diktatur-Exoten und mehr als Verwandte mit einer eigenen Alltagskultur. Drittens ist anzumerken, dass das Fernsehen mit den Ostalgie-Shows lediglich das tat, was die Buchbranche und die Ampelmännchen-Industrie schon seit Jahren tut. Dass man dem Fernsehen hingegen diese „nachholende Ostalgisierung“ nicht ohne Weiteres durchgehen ließ, verweist auf den offiziellen Charakter, der dem Fernsehen zuerkannt wird. Zugleich haben die letztgenannten Kritiken oder Verrisse der Ostalgie-Shows durch ostdeutsche Regionalzeitungen aber auch die gewachsenen Ansprüche angedeutet, an denen die Beschäftigung mit der DDR in den Medien gemessen werden wird.

Ein Relikt der Ostalgie-Show-Welle war die Rate-Show „delikat“, die vom MDR ausgestrahlt wurde.⁷⁰ Sie unterscheidet sich von anderen Quizshows darin, dass sich die Fragen nur auf die DDR beziehen und die Teilnehmer aus den alten Bundesländern stammen müssen. Spielerisch wird in dieser Show gewissermaßen der Spieß umgedreht: Westdeutsche müssen sich in einer ihnen fremden Alltagskultur auskennen. Dabei führte die Sendung vor, wie die westdeutschen Gäste bei banal wirkenden Fragen – bei denen der Einheimische den Kopf schüttelt und behauptet: „Das weiß man doch“ – verunsichert waren, genauso, wie es den Ostdeutschen in den 1990er-Jahren erging, als sie sich sie Traditionen und Regeln der westdeutschen Kultur anzueignen hatten. Im Jahr 2005 ist das Format durch ein Quiz ersetzt worden, bei dem Ostdeutsche und Westdeutsche nun Fragen über Ereignisse in Mittedeutschland „insbesondere aus den vergangenen 15 Jahren“ beantworten müssen.

Das Geschäft mit der Erinnerung

Am Anfang des heute berühmtesten Geschäftszweiges mit der Ostalgie steht ein Schwabe. Der aus Süddeutschland kommende Markus Heckhausen entdeckte, als er im Jahr 1995 nach Berlin gegangen war, dass es dem ostdeutschen Ampelmännchen allmählich an den Kragen ging. Ihm war das markante Signet schon bei seinen Besuchen in den 1980er-Jahren aufgefallen. Heckhausen meinte, dass er den fortwährenden Austausch der Ost-Ampelmännchen nicht aufhalten können würde. Er erinnert sich: „Gerade recht kamen den Politikern die Beschwerden aus der Frauenbewegung, die die Übermacht der Ampelmänner anprangerten. Natürlich, der neue *Euromann* war tatsächlich geschlechtslos! Je öfter mich die Ost-Ampelmännchen an den Kreuzungen grüßten, desto klarer wurde meine Idee: Ich hole die ausgemusterten *Geher* und *Steher* von den Hinterhöfen der Straßenbaumeistereien und lasse sie als Lampe in privaten Räumen weiterleben.“⁷¹ Heckhausen präsentierte die ersten sechs Lampen im Eingang zu seinem Mietshaus und gewann



Ampelmännchen-Geschäft in den Hackeschen Höfen in Berlin.

wachsende Medienresonanz. Der erste Schritt war geglückt. Heckhausen machte zusammen mit seiner Frau Barbara Ponn, ebenfalls Industriedesignerin, das Ampelmännchen zum Marken-Kern ihres Designunternehmens und ebneten ihm letztlich den Weg in die Welt. 20 Jahre nach dem Mauerfall setzte die Berliner *Ampelmann GmbH* sieben Millionen Euro um, beschäftigte 80 Menschen und wächst weiter.⁷²

Eine Erfolgsgeschichte mit anderen Produkten hat der *OssiVersand.de* geschrieben. Er nahm am 1. Juli 1999 seinen Geschäftsbetrieb auf. Seine Gründung hat auch weniger mit der im vorangegangenen Kapitel beschriebenen Ostalgie zu tun, sondern eher mit dem Festhalten an Geschmacksgewohnheiten unter den Bedingungen erzwungener Arbeitsmigration. Eine Freundin des Gründerpaares „ließ sich ins bayerische Ansbach immer Hallorenkugeln und Halberstädter Würstchen mitbringen. Dort gab es solche Sachen nicht zu kaufen – eine Marktlücke, dachten sich die beiden.“ Der schnelle Erfolg der Firma ist dann allerdings auch mit Ostalgie verbunden. Pittiplatsch und Plüschtier-Figuren aus der DDR-Zeit standen da ebenso in den Bestelllisten wie die Ost-Lebensmittel, als die Seite des Online-Versandes am Vormittag des Eröffnungstages etwa 10.000 Mal aufgesucht worden war.⁷³ Schon im nächsten Sommer war das Unternehmen so weit gewachsen, dass die beiden Gründerinnen aufgeben und an einen aus dem Westen kommenden Geschäftsmann verkaufen mussten. Zwei Jahre später setzte der neue Besitzer jährlich mehr als eine Million Euro um und erkennt ein Potenzial von fünf bis zehn Millionen Euro Umsatz. 80 bis 90 Prozent seiner Kundschaft leben in den alten Ländern. Es sind die ostdeutschen Arbeitsmigranten und deren Kinder, die nicht auf die gewohnten Produkte verzichten wollen.⁷⁴

Neben den Design-Produkten von Heckhausens Ampelmännchen-Familie gibt es darüber hinaus ein fast unüberschaubares Sortiment an (N)Ostalgie-Waren, deren Gebrauchswert sich darin erschöpft, die Erinnerung an die DDR-Zeit zu moderieren. Heute gibt es inzwischen Hunderte

– neue oder neu aufgelegte – Buchtitel, Tonträger, Videos und DVDs, deren Inhalte aus der DDR stammen oder die DDR-Zeit thematisieren. Das ganze Spektrum zeigt sich im Sortiment des Leipziger Kinderbuchverlags, des Verlags *Schwarzkopf & Schwarzkopf* oder der Eulenspiegel-Verlagsgruppe. Ein großer Teil dieser Angebote ist im guten Sinne nostalgisch: So manches Kinderbuch oder manche Märchenplatte aus DDR-Produktion war damals ‚nur unter dem Ladentisch zu bekommen‘ – nun ermöglichte die D-Mark gestützte Nostalgie-Produktion, Verluste und Lücken zu kompensieren. Manche Bücher, wie beispielsweise *Das große Buch der Deutschen Volkspolizei* aus dem Jahre 2006 sind nostalgisch im verklärenden Sinne, andere Bücher und Exponate zeigen, dass sich der Verlag auch an eine Kundschaft richtet, die nicht nur nostalgisch sein will, sondern ihre partielle Identifikation mit der DDR mit Selbstironie präsentieren möchte.

Auch Gesellschaftsspiele sind Teil von Ostalgie. Zu nennen wäre hier – als eines von Vielen – das Quartettspiel ‚Kost The Ost‘⁷⁵, das die Marken-Etiketten von DDR-Lebensmittel-Produkten präsentiert, oder ein DDR-Memory-Spiel, das in einem Karton angeboten wird, der in Größe, Form und blässlich-blauen Farbgebung dem DDR-Putzmittel ATA nachgebildet ist. Es stellte sich als ‚Gedächtnisspiel – Gesellschaftsspiel mit 48 Kartenpärchen und Bildern aus einer längst nicht vergessenen Zeit‘ vor und wurde vom ‚VEB Inko-gnito‘ für immerhin 24 DM vertrieben. In einem Würfel- und Wissensspiel aus dem Hause des Eulenspiegel-Verlags wird das Vorankommen der Spieler befördert, wenn sie auf möglichst viele der insgesamt 6000 Fragen zu ‚Politik, Kunst, Sport sowie allen möglichen Details von ‚Ata bis Zetti‘ und ‚Aktivist bis Zollorgane‘ die richtige Antwort finden.

Die Idee, die Erinnerung an die DDR durch ein Gesellschaftsspiel zu moderieren, hatte auch das in Berlin beheimatete ‚DDR-Museum‘, welches dabei durch die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und die Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen Berlins und

„Schwarz-Weiß-Malerei ist nie gut“ – Wie stehen verschiedene ostdeutsche Jahrgänge zur DDR-Aufarbeitung?

Wenn es um Ostalgie geht und um das „Arrangementgedächtnis“, dann geht es auch immer um die Diskrepanz zwischen der öffentlichen DDR-Erinnerung und den individuellen Erfahrungen von Teilen der ostdeutschen Bevölkerung. Zwar lebten alle DDR-Bürger in der gleichen Diktatur, die Erinnerungen an den DDR-Alltag fallen aber recht verschieden aus. Ebenso differenziert ist demzufolge das Verhältnis der Ostdeutschen zum Kanon der öffentlichen DDR-Erinnerung.

Jenes Viertel⁸⁷ der DDR-Bevölkerung, welches das System entschieden ablehnte, die Verfolgten des Regimes, die Angehörigen seiner Opfer und all jene, die die DDR vor allem als ein lästiges System von Verboten, Mangel und fehlenden Entfaltungsmöglichkeiten erlebt hatten, finden im Kanon der öffentlichen DDR-Erinnerung viele Anknüpfungspunkte für ihre individuellen Erinnerungen.

Das ist ganz anders bei jener Hälfte der ostdeutschen Bevölkerung, die sich einst ganz gut in der DDR einrichten konnte, vielleicht, weil sie von Repressionen wenig erfuhr oder sich dafür oder für Politik überhaupt nicht weiter interessierte. Und auch bei dem letzten Viertel der DDR-Bevölkerung, den Parteigängern des Sozialismus innerhalb und außerhalb der SED, bei denen, die glaubten, dass mit dem anstehenden Generationswechsel an der SED-Spitze ein Wandel hin zu einer lebenswerten und lebensfähigen DDR kommen würde, ist das anders. Sie alle finden im Kanon der öffentlichen Erinnerung an die DDR weniger Anknüpfungspunkte. Erst recht nicht jene von ihnen, die die DDR mit ihrer Lebensleistung gleichsetzen, die Träger des Systems oder sogar Inhaber von Macht waren, und die die öffentliche DDR-Erinnerung ohnehin rundweg ablehnen.

Was haben 25 Jahre Aufarbeitung der SED-Diktatur bei jenen Ostdeutschen bewirkt, die die DDR noch erlebt haben, und was bei denen, die die DDR nur noch aus den Erzählungen der Eltern und Großeltern kennen? Mit welchen Argumenten begegnen Ostdeutsche verschiedener Altersgruppen dem Kanon der DDR-Erinnerung? Hierzu gibt es inzwischen aussagekräftige Forschungsergebnisse.⁸⁸

Sie machen zwei wichtige Tendenzen erkennbar. Erstens: Die älteren ostdeutschen Jahrgänge stehen dem Kanon der öffentlichen DDR-Aufarbeitung mit grundsätzlich anderer Gestimmtheit gegenüber als die Angehörigen der Kinder- und Enkel-Generation. Die Alten zeigen sich in der Auseinandersetzung mit den Texten der öffentlichen DDR-Erinnerung oft „verletzt, äußern sich hoch emotional und wehren sich gegen eine negativ geprägte öffentliche Sicht auf die DDR und ihr Leben in der DDR. Sie empfinden diese Sicht als falsch und charakterisieren sie als verletzend für all die Menschen, die in der DDR gelebt haben.“⁸⁹ Fast immer wird gegen den Befund, dass die DDR eine Diktatur war, polemisiert oder die Herrschaftsweise in der DDR als Normalität dargestellt („Wir haben gelernt, damit als normal umzugehen“ beziehungsweise „Wenn man sich angepasst hat, konnte man in der DDR ein gutes Leben führen“). Die mittleren Jahrgänge und vor allem die jüngsten fühlen sich durch die öffentliche Aufarbeitung nicht mehr unmittelbar angegriffen. Typische Äußerungen sind hier: „Die DDR darf nicht emotional verklärt werden.“ Sie setzen sich mit den Inhalten der DDR-Aufarbeitung analytischer auseinander und fragen auch nach Intention und Wirkung. („Die Aufarbeitung DDR dient der politischen Rechtfertigung des Folgesystems“). Dennoch finden sich auch bei den Jungen Argumente, die den Diktatur-Befund relativieren.

Zweitens: Die mittleren und jüngeren Jahrgänge der DDR stellen ihre individuellen Erinnerungen auch dann nicht in Frage, wenn es positive sind, und also dem Kanon der DDR-Erinnerung widersprechen.

Die Argumente mit denen der Diktatur-Befund relativiert werden soll, deuten darauf hin, dass eine verkürzte Vorstellung von Diktatur verbreitet ist. Als Kriterien für eine Diktatur scheinen offenkundig nicht die Qualität des Institutionensystems und das Fehlen von Schutzrechten gegenüber dem Staat zu gelten, sondern das Bestehen eines permanenten Ausnahmezustandes, regelmäßiger brutaler Verfolgung samt vieler Todesopfer – was eben nicht zur persönlichen Erfahrung der Ostdeutschen gehört.

Es sind vor allem die älteren Ostdeutschen, die die Inhalte der öffentlichen DDR-Erinnerung nicht annehmen können. (Nach Meyen 2013)

Beispiele und Argumentationsmuster

„Es soll ja Personen geben, die in der DDR aufgewachsen sind und solche Sendungen zu diesem Thema konsequent vermeiden. Ich bin so eine. [...] Ich habe einfach keine Lust. Auch wenn Tochter und Schwiegersohn sagen, das ist eine gute Sendung, die musst Du Dir anschauen.“ Architektin (*1942)

„Ich finde auch nicht gut, was die Medien mit den Leuten machen, die bei der Stasi waren. Aber was machen denn die heute drüben? Fang doch bloß bei Schlecker an oder bei Aldi. Was machen die denn?“ Sekretärin (*1942)

„Mauerbau, Mauerfall, Fluchtversuche, Tunnelbau, blablabla. Auf jedem Sender. Das ging mir richtig auf den Zünder. Dass das immer wieder ausgegraben werden muss. Wir können das heute nicht mehr ändern. Wir können es nur noch besser machen. Man muss auch mal vorwärts schauen.“ Krankenpflegerin (*1972)

Die Ostdeutschen aus den letzten DDR-Generationen nehmen eine differenzierte Haltung ein (Nach Meyen 2013)

Antwort-Beispiele zur Frage, ob die öffentliche Aufarbeitung der DDR fortgesetzt werden sollte

„Das ist unsere Geschichte. Das ist wie die Weltkriege. Das gehört ja auch dazu. [...] Wir haben das eigentlich nie so erfahren.“
Assistentin beim MDR (*1972)

„Das gehört doch dazu“ Grundschullehrerin (*1972)

„Deswegen muss man auch damit weitermachen. In einem gewissen Rahmen natürlich. Man soll sich nicht nur noch damit beschäftigen.“
Finanzbeamtin (*1972)

„Also, ich möchte schon wissen, wie das alles abgelaufen ist. Die ganzen Repressalien, die Leute, die sie eingesperrt haben. Ich habe davon überhaupt nichts gewusst. Da geht mir heute noch der Hut hoch, wenn ich das sehe.“
Verkäuferin (*1962)

„Das soll nicht aufhören, im Gegenteil. Wenn es im angemessenen Rahmen bleibt, ist es gut. Es ist ja nicht immer Hetze. Das wird ja dokumentarisch gezeigt.“
Bauingenieur (*1972)

„Es gibt ja in den Altbundesländern viele Vertreter, die der Meinung sind, das DDR-Leben sei ganz einfach zu begreifen. [...] So ist es eben nicht. Es war vielschichtiger, als es auf den ersten Blick scheint. Schwarz-Weiß-Malerei ist nie gut.“
Arzt (*1962)

Fazit und Ausblick: Ostalgie und DDR-Erinnerung

Als in den 1990er-Jahren die Rede von der Ostalgie aufkam, wurden mit diesem Etikett viele Phänomene belegt. Am Anfang war Ostalgie immer eine Fremdzuschreibung: Beobachter charakterisierten bestimmte Sichtweisen oder Praktiken der neuen Bundesbürger als Ostalgie. Niemand bezeichnete sich selbst als Ostalgiker oder das, woran er sich beteiligte als Ostalgie. Dieser Umschwung kam erst 1997, als Ralf Heckel seine Ossi-Partys mit dem Namen Ostalgie-Partys berühmt machte und dann auch Anbieter von Ost- oder Design-Produkten den Terminus Ostalgie nutzten.

Bis dahin war Ostalgie eine Fremdzuschreibung für DDR-Erinnerungen, die dem sich damals gerade herausbildenden Kanon der DDR-Aufarbeitung zuwiderliefen. Einmal abgesehen von Beobachtern, die diese Formen der DDR-Erinnerung mit Interesse und Sympathie betrachteten, weil sie darin eine Art volkstümlichen Widerstand gegen den Kanon der öffentlichen DDR-Erinnerung erkannten, wurde Ostalgie immer dann als Kampfbegriff in Stellung gebracht, wenn man meinte, Verklärungen der DDR zurückzuweisen zu müssen. Wer sich einst gegen die SED-Diktatur gewandt hatte, die Verfolgten des Regimes, die Angehörigen der Opfer oder eben jene, die die DDR vor allem als ein System von Unterdrückung, Verboten, Mangel und fehlenden Entfaltungsmöglichkeiten erinnerten, fühlten sich durch das Spiel mit Symbolen und sprachlichen Versatzstücken aus der DDR provoziert oder verletzt. Auch die Westdeutschen nahmen die Rede von der Ostalgie auf. Für sie waren positive Sichtweisen auf die DDR befremdlich und undankbar. Anstatt „der DDR nachzutruern“, so meinten viele Westdeutsche, solle man sich als Ostdeutscher doch der gerade gewonnenen Freiheit erfreuen, die durch den Beitritt gegebenen Chancen nutzen, und so wie „wir“ es einst mit dem „Wirtschaftswunder“ vorgemacht hatten, „das Land wieder aufbauen“.

Heute gehört der Deutungskampf um die DDR zu den üblichen geschichtspolitischen Kontroversen einer demokratischen Gesellschaft. Auch beim Thema DDR versuchen verschiedene Akteure, ihre Inhalte in der Öffentlichkeit zu platzieren und ihnen Geltung zu verleihen. Das sind einmal das Parlament, die Parteien, die parteinahen Stiftungen, die Opferverbände oder die Institutionen der DDR-Aufarbeitung. In dieser geschichtspolitischen Arena gibt es auch Akteure, die gegenüber der dominierenden Darstellung der DDR und der Transformationsphase alternative Deutungen in der Öffentlichkeit verankern wollen. Hierzu gehören Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aber auch Laien. Dieser Diskurs wird durch ein entsprechendes Angebot wissenschaftlicher Literatur, Publizistik und Websites gestützt. Sein Spektrum ist recht breit. Es reicht von DDR-Apologie, die sich den meisten Ergebnissen der zeitgeschichtlichen Forschung verweigert, bis zu einer alternativen, linken Kritik an der DDR und an dem Modus der deutschen Vereinigung. Für diesen Diskurs zu Ostdeutschland wird bisweilen auch noch heute der Begriff Ostalgie als stigmatisierendes Etikett der genutzt.

Daneben gibt es eine unpolitische Nostalgie, die sich von nostalgischen Erinnerungen in anderen Gesellschaften, beispielsweise der Bundesrepublik nicht unterscheidet. Politische Konflikte spielen hier keine Rolle. Die Menschen blicken hier verklärt auf die eigene Vergangenheit, die sich in diesem Falle halt in der DDR ereignet hat. Man erinnert sich daran, was man erreicht und wie man Widrigkeiten getrotzt hat, an harmonische Erlebnisse mit der Familie und mit Freunden und versucht der Lebenskurve letztlich eine aufsteigende Tendenz zu geben. Diese Nostalgie wird durch die Branche der Ost-Produkte bedient, ebenso durch Verlage bis hin zu Fernsehstationen, die DDR-Unterhaltungsserien ausstrahlen. Natürlich hat diese simple Nostalgie auch ihre Kritiker. Manche Beobachter wollen nicht verstehen oder verzeihen, dass sich viele Menschen in der DDR ohne politische Ambitionen

ein angepasstes Leben eingerichtet hatten, und dass diese Menschen auch genau mit dieser Haltung zurückblicken.

Anders als bei Nostalgie, die es in allen Gesellschaften und Generationen gibt, ist die Ampelmännchen-Industrie einzigartig. Dass in dieser Breite und mit dieser Dauer Design- und Gebrauchsgegenstände abgesetzt werden können, die Zeichen und Sprachmuster der DDR und des Sozialismus zitieren, ist bemerkenswert. Die Ampelmännchenindustrie konnte wirtschaftlich nur erstarken, weil in den 1990er-Jahren der Druck gegen bestimmte Formen der DDR-Erinnerung so massiv gewesen war. Die Funktion aber, mit diesen Produkten die geschichtspolitischen Auseinandersetzungen des vereinigten Deutschlands zu kommentieren, dürfte inzwischen in den Hintergrund getreten sein.

Dennoch vermögen die Ostalgie-Produkte der Ampelmännchen-Industrie oder Ostalgie-Partys auch heute noch die ostdeutsche Bevölkerung zu polarisieren. Die beiden Gruppen, die das ablehnen, sind sehr verschieden. Den einen ist die ironische Demontage und Rekombination von Symbolen und Zitaten der DDR ein Graus, weil sie die Anstrengungen des Widerstandes und die Opfer des DDR-Regimes nicht ernst genug nimmt. Auf der anderen Seite gibt es jene Ostdeutschen, die die DDR als das Aufbauwerk ihrer Generation betrachten oder sich als Funktionsträger mit dem System identifizierten. Auch für sie ist diese spielerische Demontage ein Graus. Sie sehen ihr Lebenswerk veralbert, die Probleme beim Aufbau der DDR und die sozialistische Utopie nicht ernst genug genommen.

Aus heutiger Sicht ist die Rede von der Ostalgie, wie sie in den 1990er-Jahren ihren Anfang nahm, aus zwei Gründen bedeutsam gewesen. Zum einen markierte sie den laienhaft gesetzten Anfangspunkt einer in den letzten Dekaden professionalisierten und versachlichten Debatte um die vielen Varianten eines Lebens in der DDR. Diese Entwicklung ist durch den Impuls der Ostalgie mit angeschoben worden.

Zweitens ist Ostalgie aus heutiger Sicht bedeutsam, weil

es das erste und sofort auch kontrovers diskutierte Zeichen dafür war, dass es mit den Ostdeutschen im vereinigten Deutschland eine Minderheit gibt, die kulturell und ideologisch anders orientiert ist als die westdeutsche Mehrheit. Diese ostdeutschen Generationen sind Träger einer exklusiven doppelten Erfahrung in zwei Systemen, und auch ihre Nachkommen setzen sich mit dieser doppelten Erfahrung auseinander.

Reudnitzer Terrassen
 Oststr. 75-81 • ☎ 225 52 13

Samstag, 07.10.06 ab 20.00 Uhr

Grosse Ostrock-Disco

Musik von damals... Von Karat, Puhdys, City u.v.a.

Eintritt: frei !!!

Bitte telefonisch Plätze reservieren!

Gäste im DDR-Outfit (GST, FDJ, Kampfgruppen, Pioniere o.a.) erhalten ein Freigetränk !!!

Archiv Thomas Ahbe

„Gäste in DDR-Outfit erhalten ein Freigetränk“ – Einladung zu einer Ost-Party zum 7. Oktober – dem „Tag der Republik“ der DDR aus dem Jahre 2006 .

Anhang

Diagramme

Ostdeutsche Zukunftserwartungen im Vergleich mit westdeutschen:

Frage: Für die nächste Zukunft ist »ganz sicher« oder »wahrscheinlich«...

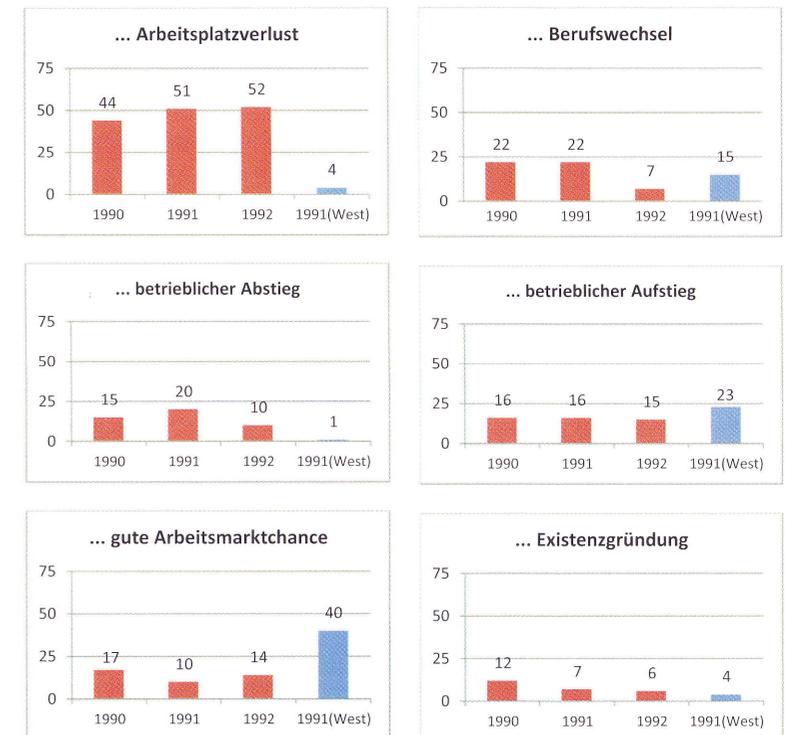


Diagramm 1: Ostdeutsche Zukunftserwartungen 1990 bis 1992 im Vergleich zu westdeutschen⁹⁰

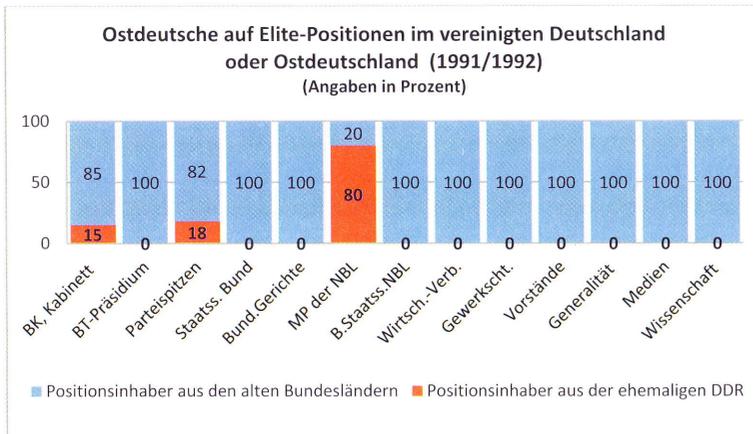


Diagramm 2: Ostdeutsche auf Elite-Positionen im vereinigten Deutschland (1991/1992) (Eigene Darstellung, Datenquelle⁹¹)

Abkürzungen: BK, Kabinett: Bundeskanzler und –kabinett / BT-Präsidium: Bundstagspräsidium / Bund.Gerichte: Bundesverfassungsrichter, Senatsvorsitzende der Obersten Gerichte / Parteispitzen: Partei- und Fraktionsspitzen der Bundestagsparteien / Staats. Bund: Beamtete Staatssekretäre Bund / Länder-MP: Ministerpräsidenten der Länder / B.Staats.NBL: Beamtete Staatssekretäre Neue Bundesländer / Wirtsch.-Verb.: Wirtschaftsverbände / Gewerkscht.: Gewerkschaften / Vorstände: Vorstände der DAX-Unternehmen / Generalität: gesamte Generalität des Militärs / Medien: Intendanten der Öffentl.-Rechtl. sowie Chefredakteure wichtiger überregionaler Tages- und Wochen-Zeitg.

Als Ostdeutscher gilt hier, wer bis Ende 1975 in der DDR geboren und dort bis kurz vor 1989 aufgewachsen ist.

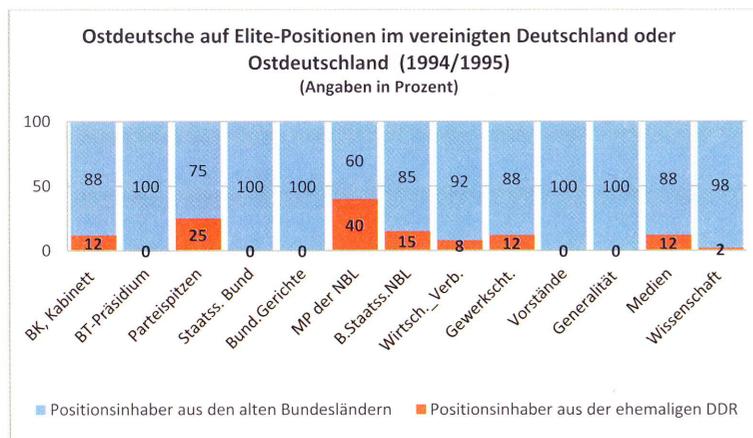


Diagramm 3: Ostdeutsche auf Elite-Positionen im vereinigten Deutschland (1994/1995) (Eigene Darstellung, Datenquelle.⁹²)

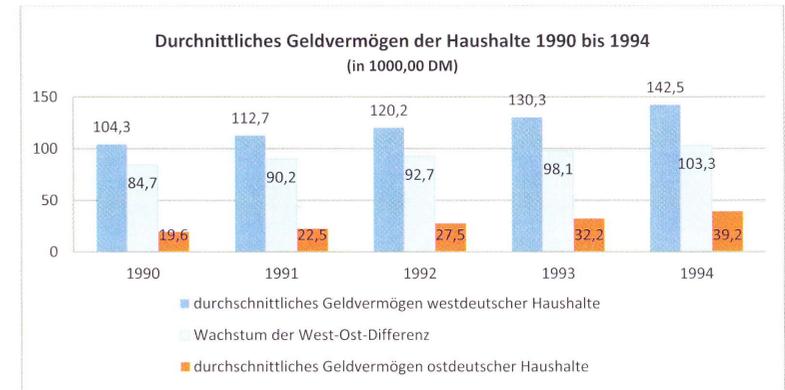


Diagramm 4: Durchschnittliches Geldvermögen der Haushalte, Eigene Darstellung, Datenquelle: Deutsche Bundesbank, Monatsberichte Oktober 1993, S. 22 und Mai 1994, S. 34.

Anmerkungen

- 1 Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 1984-1992 (Bd. 9). München / Allensbach: K.G. Saur / Verlag für Demoskopie, 1993, S. 486.
- 2 Vgl.: Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006.
- 3 Stadtverordnetenversammlung Leipzig, Drucksache Nr. 289, S. 19 und Beschluss der Leipziger Ratsversammlung vom 12. 07. 2000.
- 4 Stadt Leipzig, Amt für Statistik und Wahlen, Arbeitsgruppe „Straßen-Um-und Neubenennungen“ Protokoll zur Beratung der Arbeitsgruppe vom 01.12.1998.
- 5 Diskussion der Konzepte in Roesler, Jörg: Ostdeutsche Wirtschaft im Umbruch. 1970-2000. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2003, S. 58-63, sowie bei Rödder, Andreas: Deutschland einig Vaterland. Die Geschichte der Wiedervereinigung. München 2009, S. 212-215
- 6 Rödder 2009, Deutschland einig Vaterland (Anm. 5), S. 209.
- 7 Sinn, Gerlinde; Sinn, Hans-Werner: Kaltstart. Volkswirtschaftliche Aspekte der deutschen Vereinigung. München: C. H. Beck/dtv 1993, S. 67.
- 8 Vertrag über die Schaffung einer Währungs- Wirtschafts- und Sozialunion zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik vom 18. Mai 1990. Zit. nach: Dokumente der Wiedervereinigung Deutschlands. Stuttgart: Alfred Kröner-Verlag 1991, hrsg v. Ingo von Münch, S. 213-276, hier S. 237.
- 9 Rödder 2009, Deutschland einig Vaterland (Anm. 5), S. 308.
- 10 Leipziger Tageblatt, 23. April 1991.
- 11 Ritter, Gerhard A.: Der Preis der deutschen Einheit. Die Wiedervereinigung und die Krise des Sozialstaates. München: C. H. Beck 2006, S. 135.
- 12 Vgl. auch Roesler 2003, Ostdeutsche Wirtschaft im Umbruch. (Anm. 5) S. 66.
- 13 Vgl.: Sinn/Sinn 1993, Kaltstart (Anm. 7) S. 34f.
- 14 Geißler, Rainer: Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung. 2., neu bearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 245f.
- 15 Böick, Marcus: Die Treuhandanstalt. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2015, S. 16.
- 16 Vgl.: Rödder 2009, Deutschland einig Vaterland (Anm. 5), S. 304-306.
- 17 Böick 2015, Die Treuhandanstalt (Anm. 15), S. 92.

- 18 Schmidt, Werner: Metamorphosen des Betriebskollektivs. Zur Transformation der Sozialordnung in ostdeutschen Betrieben. In: *Soziale Welt*, 46 (1995) H. 3, S. 305-325, hier S. 319.
- 19 Dreke, Claudia: Der fremde Osten. Formen der Verarbeitung von Fremdheit in der West-Ost-Migration nach 1990 am Beispiel von Verwaltungsangestellten. Berlin: Logos Verlag Berlin 2003, S. 144.
- 20 Wagner, Wolf: Kulturschock Deutschland. Der zweite Blick Hamburg: Rotbuch, 1999, S. 127.
- 21 Wagner, Wolf: Kulturschock Deutschland. Hamburg: Rotbuch, 1996, S. 145.
- 22 Vgl.: Sinn/Sinn 1993, Kaltstart (Anm. 7) S. 128f., Vgl. auch Roesler 2003, Ostdeutsche Wirtschaft im Umbruch. (Anm. 5) S. 66.
- 23 Daniel, Otto: Der Aufbau der Steuerfahndung. Die Verbrecher sind zuerst da. In: Thießen, Friedrich (Hrsg.): Die Wessis. Westdeutsche Führungskräfte beim Aufbau Ost. Köln: Böhlau 2009. S. 313-329, hier S. 314f.
- 24 Heß, Pamela: Geschichte als Politikum. Öffentliche und private Kontroversen um die Deutung der Vergangenheit. Baden-Baden: Nomos 2014, S. 96f.
- 25 Institut für Wirtschaftsforschung Halle: Eigentums und Vermögensstrukturen in den neuen Bundesländern. In: Bundestag, Deutscher (Hrsg.): Materialien der Enquetekommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“. Vol. III/2. Baden-Baden: Nomos, 1999. 1792-1923, hier S. 1841, 1855f., 1861.
- 26 Erklärung der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik; Erklärung von Bundesminister Rudolf Seiters, Chef des Bundeskanzleramtes, vor der Bundespressekonferenz in Bonn am 2. Mai 1990, in: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 3. Mai 1990. Vgl.: Görtemaker, Manfred, Gestaltung der Wiedervereinigung <http://www.bpb.de/izpb/10304/gestaltung-der-wiedervereinigung>.
- 27 Vgl.: Sinn/Sinn 1993, Kaltstart (Anm. 7) S. 87, vgl. auch die Berechnung und Argumentation von Busch, Ulrich: Vermögensdifferenzierung und Disparität der Lebensverhältnisse im vereinigten Deutschland. In: Berliner Debatte INITIAL (1996) H. 5, S. 103-119, hier S. 111.
- 28 Neckel, Sieghard: Etablierte und Außenseiter und das vereinigte Deutschland. Eine rekonstruktive Prozessanalyse mit Elias und Simmel. In: Berliner Journal für Soziologie 7 (1997) H. 2, S. 205-215.
- 29 Reinard, Julia; Schiller, Johannes: Die Rolle der Medien in der Wendezeit 1989/90. In: Machill, Marcel; Beiler, Markus; Gerstner, Johannes R. (Hrsg.): Medienfreiheit nach der Wende. Entwicklung von Medienlandschaft, Medienpolitik und Journalismus in Ostdeutschland. Konstanz: UVK 2010. S. 55-73, hier S. 61.
- 30 Büssow, Robert; Kretzschmar, Constanze; Lohse, Stefan; Neupert, Maike: Zeitungen und Zeitschriften in Ostdeutschland. In: Machill/Beiler/Gerstner 2010, Medienfreiheit nach der Wende (Anm. 29) S. 125-188, hier S. 129-132.
- 31 Vgl.: Hoff, Inga; Holzschuh, Anne; Lewandowski, Victoria; Peters, Teresa: Öffentlich-rechtlicher Rundfunk in Ostdeutschland. In: Machill/Beiler/Gerstner 2010, Medienfreiheit nach der Wende (Anm. 29) S. 189-252, hier S. 196.
- 32 Pasternak, Peer: Wissenschaftsumbau. Der Austausch der Deutungseliten. In: Bahrman, Hannes; Links, Christoph (Hgg.): Am Ziel vorbei. Die deutsche Einheit – Eine Zwischenbilanz. Berlin: Ch. Links Verlag 2005, 221-236, hier 224.
- 33 Sabrow, Martin: Die DDR erinnern. In: Sabrow, Martin (Hrsg.): Erinnerungsorte der DDR. München: C. H. Beck 2009. S. 11-27, hier S. 18f.
- 34 Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 1984-1992 (Bd. 9). München / Allensbach: K.G. Saur / Verlag für Demoskopie, 1993, S. 486.
- 35 Gries, Rainer: Der Geschmack der Heimat. Bausteine zu einer Mentalitätsgeschichte der Ostprodukte nach der Wende. In: Deutschland Archiv, H. 10, 1994, S. 1041-1058, hier S. 1056.
- 36 Gries, Rainer: Produkte als Medien. Kulturgeschichte der Produktkommunikation in der Bundesrepublik und der DDR. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2003, S. 20-34.
- 37 Gries 1994, Der Geschmack der Heimat (Anm. 35), S. 1049, 1051.
- 38 Gries 2003, Produkte als Medien (Anm.36), S. 47f.
- 39 Leipziger Volkszeitung, 23. Juli 1999, S. 7; 28. Januar 2000, S. 6.
- 40 Ein Hotel für Hartgesottene. Im Zittauer „Haus des Ostens“ leben DDR-Zeiten wieder auf. In: Berliner Zeitung, 09./10.10. 1999, S. 101; Wagner, Helga: Falscher Honi, echte Satire. Den ganzen Plunder aus der Versenkung holen, sei nicht nur undankbar, sondern auch politisch fahrlässig, meinen die einen, die anderen verteidigen die DDR-Symbole als Teil ihrer Geschichte und Identität, die dritten machen mit Ostalgie einfach ein Geschäft. In: Leipziger Volkszeitung, 12.05. 2000, Journal S. 1.
- 41 Rathenow, Lutz: Die DDR hinterlässt ihre Kinder. Zu Besuch im Hotel Sitavia in Zittau. In: Berliner Republik 2 / 2001.
- 42 Schmollack, Simone (Hrsg.): Damals nach der DDR. Geschichten von Abschied und Aufbruch. Aufgezeichnet von Simone Schmollack und Katrin Weber-Klüver Berlin: Aufbau, 2010, S. 257-261.
- 43 Ihden, Sven; Sabo, Fabian: Ost-Rausch. DDR für eine Nacht, Ed. Cine Impuls Leipzig, im Auftrag des MDR 1998.
- 44 Ost-Rausch. DDR für eine Nacht (Anm. 43).

- 45 Schmollack 2010, Damals nach der DDR (Anm. 42) S. 265.
- 46 Ost-Rausch. DDR für eine Nacht (Anm. 43).
- 47 Jan Peter, Damals nach der DDR. Teil 4 Sommer 1993 - 1995 Einheitsfrust und Einheitslust. Sie wurde von der ARD am 5. Oktober 2010 ausgestrahlt und ist auch auf DVD erhältlich.
- 48 BILD Berlin 08.06.1992, zitiert nach Heckhausen 1997, Das Buch vom Ampelmännchen, (Anm. 49) S. 53.
- 49 Heckhausen, Markus (Hrsg.): Das Buch vom Ampelmännchen. Berlin: Eulenspiegel-Verlag, 1997, 58.
- 50 Mann mit Hut hat gesiegt. Bei neuen Ampeln ersetzen Ost-Ampelmännchen die West-Symbole. In: HNA (Hessische/Niedersächsische Allgemeine), 29.10. 2010, online.
- 51 Leipziger Volkszeitung, 10.11.1997, S. 4.
- 52 Anzeige aus der Leipziger Volkszeitung, 12.02.1998, S. 23.
- 53 Vgl.: Leipziger Volkszeitung, 12.02.1998, S. 14.
- 54 Neues Deutschland, 14.04.1998, S. 5.
- 55 Leipziger Volkszeitung, 21.06.1999, S. 4.
- 56 www.grimme-institut.de/scripts/archiv/presseschau/prschau10_03.
- 57 Markus Meckel in BZ-Berlin, vom 17. August 2003, S. 23. Hier finde sich auch ein Überblick zu kritischen und zustimmenden Äußerungen prominenter Ostdeutscher zu den Shows.
- 58 Rainer Eppelmann in BZ-Berlin, vom 17. August 2003, S. 23.
- 59 Neue Osnabrücker Zeitung, online, vom 18. August 2003.
- 60 Tobias Hollitzer in einem Statement für die Leipziger Volkszeitung, 18. August 2003.
- 61 Bernhardt Honnigfort in „Seitenblick“, einem kurzen Einwurf der Frankfurter Rundschau vom 18. August 2003. Der Autor verweist nüchtern auf die Einsichten der empirischen Mediennutzungsforschung zu den Fernsehgewohnheiten des Ost-Publikums und auf das Kalkül der Sender.
- 62 Badische Zeitung, online, 16. August 2003.
- 63 „Auferstanden aus den Quoten“ Neue Rhein/Ruhr-Zeitung, rz-online 18. 08. 2003, „Das große Ostalgie-Rauschen“, Stuttgarter Nachrichten, online 18. 08. 2003.
- 64 Michael Krechting, Neue Osnabrücker Zeitung, online, vom 18. August 2003.
- 65 Leserbriefseiten, insbesondere von Regional-Zeitungen widerspiegeln stets ein ausgewogenes, plurales Meinungsbild zu einem Gegenstand und lassen keine Rückschlüsse auf das quantitative Verhältnis der Meinungen,

wohl aber über die verschiedenen Wertpositionen und Argumentationsmuster zu.

- 66 Thüringer Landeszeitung, Politik, online, 09. u. 21. August 2003.
- 67 André Mielke, „Das putzige Land vor unserer Zeit,“ Berliner Morgenpost, 19. August 2003, online.
- 68 Christoph Schultheis, „Das Kuriositätenkabinett“, Berliner Zeitung 19.08. 2003.
- 69 Klaus Baschleben in einem Kommentar der Leipziger Volkszeitung vom 25. August 2003.
- 70 Der MDR kündigte für den 24. Oktober 2004 den Beginn eine weitere Staffel der Quizsendung, nun mit der Moderatorin Andrea Ballschuh an.
- 71 Heckhausen, Markus: Ampelmännchen im zweiten Frühling. In: Heckhausen, Markus (Hrsg.): Das Buch vom Ampelmännchen. Berlin: Eulenspiegel-Verlag 1997. S. 52-57, hier S. 54.
- 72 Bergmann, Jens: Der Gergesehene. Die Berliner Ampelmann GmbH lehrt zweierlei: Ein liebenswerter Kerl ist Gold wert. Und: In der DDR war doch nicht alles schlecht. In: brand eins (2010) H. 7, S. online.
- 73 Leipziger Volkszeitung, 02.07.1999, S. 6.
- 74 Wolff, Sebastian: Pittiplatsch und Jesuslatschen. Der Ossiversand profitiert vom Geschäft mit der Ostalgie - und wird von einem Wessi betrieben. In: Berliner Zeitung, 07./08.12. 2002, S. 28.
- 75 Fabian Tweder, Tobias Stregel: Kost the Ost. Das Etiketten-Quartett, bei dem Sie immer gute Karten haben. 46 Spielkarten, Eulenspiegel Verlag Berlin 1996.
- 76 Vgl.: Plattform <http://www.buerokratopoly.de/>.
- 77 <http://allerlei-ostprodukte.de>.
- 78 <http://www.kaufhalle-des-ostens.de/index1.php?view=home&sid=f3fd69ab5dc11a0ef00228346c804ab4>.
- 79 <http://www.ossiladen.de/shopping/index.php>.
- 80 <http://www.ostprodukteverkauf.de>.
- 81 <http://www.ostprodukte-versand.de/>.
- 82 http://www.mondosarts.de/shop/page/1?sessid=AZJnIDXRp0G1Gaf57xFvXWUEJz4LVhuOnxioXWeK6Ut04SqmsEPNGJxmsYsfgwP8&shop_param=.
- 83 http://www.sonja-plastic.de/site-assistent/cms-admin/user/index.php?page_id=2.
- 84 <http://www.kost-the-ost.de/index.php>.
- 85 Vgl: Markennummer 303 34 503. Ein Karlsruher Geschäftsmann hat sich die DDR lizenzieren lassen - und will jetzt abkassieren. In: Neues Deutschland, 20. April 2004, S. 3.

- 86 Zit. nach Neues Deutschland, 7. Oktober 2004, S. 3.
- 87 Holtmann, Everhard; Gabriel, Oscar W.; Maier, Jürgen; Maier, Michaela; Jaeck, Tobias; Leidecker, Melanie: Deutschland 2014. 25 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit – Ergebnisse eines Forschungsprojekts. Abschlussbericht, hrsg. v. Bundesministerium für Wirtschaft und Energie 2015, S 80-85. (<http://www.bmwi.de/BMWi/Redaktion/PDF/Publikationen/Studien/deutschland-2014-25-jahre-friedliche-revolution-und-deutsche-einheit,property=pdf,bereich=bmwi2012,sprache=de,rwb=true.pdf>).
- 88 Heß 2014, Geschichte als Politikum, (Anm. 24) S. 147ff., S. 191, Meyen, Michael: „Wir haben freier gelebt“. Die DDR im kollektiven Gedächtnis der Deutschen. Bielefeld: Transcript Verlag 2013, S. 179-195, Holtmann u.a. (Anm. 87), Everhard; Holtmann, Everhard; Jaeck, Tobias: Was denkt und meint das Volk? Deutschland im dritten Jahrzehnt der Einheit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2015) H. 33-34, 10. August, S. 44. (<http://www.bpb.de/apuz/210548/was-denkt-und-meint-das-volk-deutschland-im-dritten-jahrzehnt-der-einheit?p=all>).
- 89 Heß 2014, Geschichte als Politikum, (Anm. 24) S. 147ff., S. 191.
- 90 Schramm, Florian: Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland: Wie betroffen sind die Nichtbetroffenen? In: Nickel, Hildegard Maria; Kühl, Jürgen (Hrsg.) Erwerbsarbeit im Umbruch. Berlin 1994, S. 55-74, S. 60.
- 91 Zusammenfassung mehrerer Elite-Studien bei Kollmorgen, Raj: Aus dem Osten an die Spitze? Ostdeutsche in den bundesdeutschen Eliten nach fünfundzwanzig Jahren Vereinigungsprozess. In: Berliner Debatte INITIAL 26 (2015) H. 2, S. 17-33 sowie eigene Recherchen.
- 92 Siehe Anm. 91.